



Berlin, den 15. Februar 1902.

## Mrs. Eddy.

Unerhört, geradezu unerhört hatte der aufgeregte kleine Herr die Sache genannt und mich sprachlos dann aus spöttischen Augen angestarrt, als ich gestehen mußte, das Ereigniß, das ihn zum Sprudeln brachte, sei mir ganz unbekannt. „Eine neue Schmach des Jahrhunderts. Hier, in Berlin! Also, wenn Sie wirklich noch nichts davon wissen . . . Eine alte Mamsell hat in Amerika die Behauptung aufgestellt, sie sei von schwerer Krankheit, von der kein Arzt sie befreien konnte, durch Gebete geheilt worden. Im Ernst! Mrs. Eddy heißt die liebe Dame. Der Fall machte Aufsehen, reizte wahrscheinlich den Geschäftssinn eines Managers, — kurz: die würdige Madame bekam einen großen Anhang und in ihre Sprechstunde drängten sich die Leute eifriger als in die Wartezimmer der berühmtesten Autoritäten. Dabei verschrieb sie nichts, gab nicht das kleinste Rezept; nur beten sollten die Kranken, beten, bis sie schwarz oder gesund wurden. Riesenfälle wurden gemiethet und zu bestimmten Stunden Massenbetereien veranstaltet. Natürlich — die Dummen werden ja nicht alle — gab es auch Narren und namentlich Närrinnen, die Stein und Bein schworen, das Beten habe sie gesund gemacht. Als die Gründerin der Sekte nicht mehr im Stande war, die rasch wachsende Kundenschaft persönlich zu bedienen, gab sie ein Buch heraus, daß den Schwindel in ein System brachte. Da war genau vorgeschrieben, wann und wie oft man gegen jede Krankheit beten müsse; auch der Inhalt der Gebete war angegeben. Und der Schmöker kostete schweres Geld, ging aber ab wie warme Semmel. Echtf amerikanisch, nicht wahr? Hätte ich auch gesagt. Das Beste kommt aber erst.

Der Humbug wurde, unter der Firma christian science, nach Deutschland importirt und fand Anklang. Nicht auf den Dörfern, nicht beim Pöbel, nein: hier, in Berlin, unter den Gebildeten. Eine alte Jungfer, Ida Schön, richtete einen Kursus für 'Gesundbeten' ein und hatte riesigen Zulauf. Sogar Mitglieder der Hofgesellschaft sollen sich an dem Unfug betheilig't haben. Neulich ist herausgekommen, daß die Versammlungen eine Weile in der Aula eines städtischen Realgymnasiums tagten. Da hätten Sie aber unseren Langerhans hören sollen! Der hats ihnen ordentlich gegeben. Ueberhaupt waren die Stadtoverordneten tadellos. Es ist auch zu toll. Wir sitzen in einem Wagen mit elektrischer Oberleitung; wenn wir aus dem Fenster gucken, sehen wir Telephondrähte, Automobile, Hochbahngleise. Wir durften stolz sein auf unsere Errungenschaften, auf die glänzenden Siege der Naturwissenschaft und der Technik. Und nun diese Blamage! In der Stadt Birchow's, mitten in einer aufgeklärten, von modernem Geist erfüllten Bevölkerung, die alle Versuche der Dunkelmänner stets abgelehnt hat . . ."

„Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche! Augusta Viktoria-Platz!“

Wir stampften durch den schmelzenden Schnee. Aber der Groll des Kleinen war durch die kühle Abendluft nicht zu beschwichtigen. „Lesen Sie denn keine Zeitungen? Die Sache wird doch seit vierzehn Tagen in der Presse besprochen. Der Kaiser ist empört und hat befohlen, daß Spiritisten, Okkultisten und Anhänger der christian science nicht mehr ins Schloß dürfen.“

„Der Kaiser ist Herr seines Hauses. Und Phil und Genossen werden wissen, was sie zu thun haben. Vielleicht kommen die spiritistischen, theosophischen, psychopathischen Spielereien aus der Mode, vielleicht werden die Offenbarungen berühmter spirits nur noch in geheimen Konventikeln verkündet. Warum aber staunen Sie darüber, daß 'sogar Mitglieder der Hofgesellschaft' die Ihnen verhaßte Sache mitgemacht haben? Das war doch zu erwarten. Diese Leute sind nicht übermäßig gebildet, sehen in jedem Naturforscher den leibhaftigen Antichristen und haben sich seit der Kindheit in den Glauben an allerlei Spuk gewöhnt. Ohne solchen Glauben könnten sie nicht leben. Aller Positivismus ist ihnen ein Gräu'el, muß ihnen ein Gräu'el sein; denn die Herrschaft der reinen, eiskalten, voraussetzunglosen Vernunft würde das Königthum von Gottes Gnaden gefährden, die Fundamente des alten Gemäuers lockern, an dem sie sich mit Epheubehendigkeit parasitisch aufranken. In dieser Geistesverfassung sind sie die besten Kunden des abenteuernden Heilkünstlers, der sie aus der üppigen Trägheit ihres Alltagslebens reißt und sie nach dem weisen Doktorrath Mephistos behandelt. Jetzt wird

wiederfrömmigkeit versangt; also jingo'he'tromm, pülgern'sonntags mit dem Gesangbuch in die Kirche und halten Abendandachten, ehe sie auf den Ball oder zur Galafütterung gehen. Da ist ein geistlicher Arzt ihnen noch lieber als einer, der sie nur Obst essen oder mit Hacke und Spaten arbeiten läßt. Das Gebet fordert keine besondere Diät, keinen Verzicht auf die guten, schmackhaften Dinge der Zeitlichkeit. Uchristen können sie nicht werden, weil sie von Standes wegen kriegerisch, stolz sein und nach weltlicher Ehre streben müssen. Stellen Sie sich einen echten Galiläer als Flügeladjutanten, Ceremonienmeister, Oberhofmarschall vor! So entsteht ein christlicher Sport, der hinter den Dogmenpfosten erbauliche Vergnügungen sucht, und ein im Buchstabenfenn praktisches Christenthum, das für seine fromme Anstrengung auch Etwas haben will. Ganz gesund sind diese Gourmets, diese Korsettdamen selten. Bei den Ärzten haben sie dauernde Heilung nicht gefunden, bei einem Arzt auch nie lange ausgehalten. Nun versuchen sies mal mit dem Beten. Und ist erst Einer geheilt, dann folgt ihm die ganze Gesellschaft."

"Ist erst Einer geheilt! Wer Sie hört, müßte wirklich glauben, man könne im zwanzigsten Jahrhundert durch Beten gesund werden!"

"Das braucht er nicht von mir zu lernen. Das ist eine alte Geschichte; und eine, die ewig neu bleibt. Haben Sie niemals von Lourdes gehört? Nie von den Wunderkuren gelesen, die da die fromme Brunst einer in gleicher Sorge vereinten Menge selbst an Schwerkranken so häufig gewirkt hat?"

"Na, Lourdes ist doch eben Schwindel!"

"Ueberlegen Sie gütigst einmal, wie Vieles von Dem, was sie für unerschütterlich wahr halten, Hunderttausenden Ihrer Mitmenschen Schwindel scheint. Der Mann, der da drüben Schnee schippt, würde in dem Gebäude Ihrer Ideologie nicht einen Stein auf dem anderen lassen. Auch Bernadette Soubirous, die behauptete, ihr sei in der Grotte von Massabielle die Heilige Jungfrau erschienen, braucht keine Schwindlerin gewesen zu sein. Sie träumte vielleicht, ward unbewußt von einer Halluzination getäuscht. Und wäre der Glaube an Lourdes selbst aus einer bewußten Füge erwachsen: er hat hier, wie so oft schon, das Wunder gezeugt. Daran ist nicht zu rütteln. Bernadette mögen Sie eine Betrügerin schelten; an die Wunderkuren von Lourdes müssen Sie glauben. Die sind von Charcot und Bernheim, den Häuptern der einander sonst immer befehdennden Schulen der Salpêtrière und von Nancy, anerkannt worden. Die Thatfachen, sagten Beide, sind wahr; falsch ist nur die pfäffische Auslegung. In einem schönen Aufsatz über die Kraft des Glaubens hat Charcot gezeigt, daß die modernen Wallfahrtsorte nur die Phänomene wieder-

holen, die uns aus den Tempeln der Serapis und Asklepios überliefert sind. Der große Forscher sah dieses Schauspiel ohne Born, ward nicht müde, es physiologisch und psychologisch zu erklären, und nahm, was daran brauchbar war, in seine Therapeutik auf. Wenn er die hypnogenen, die hemmenden und reizenden Einwirkungen auf das Nervensystem, auf die motorischen Hirncentren, die Gesetze der Hypnose und Suggestion nicht so gründlich an den Ergebnissen religiöser Ekstase studirt hätte, wären die berühmten *miracles de la Salpêtrière* ihm nicht gelungen, wäre die ganze suggestive Heilmethode noch heute vielleicht nicht wissenschaftlich ausgebildet."

"Sie sind also für Lourdes? Schön. Im nächsten Sommer werde ich meine kranken Nerven hinschleppen und Ihnen dann Bescheid sagen."

"Sankt Moritz wird für Sie besser sein. Sie glauben ja nicht, gehen mit dem festen Vorsatz hin, 'auf den Schwindel nicht hereinzufallen'. Kann ein Atheist aus der Kirche Erbauung, Trost, Muth zum Weiterleben heimehmen? Versuchen Sies mal mit einem Arzt, dem Sie von vorn herein misstrauen; selbst wenn sie geduldig alle Modemittel hinunterschluden, die er ihnen verschreibt: helfen wirds nicht. Die Autoritäten können auch nicht hezen, können manchmal nicht mehr als ein Durchschnittsdoctor und begnügen sich oft genug damit, Diagnose und Therapie des Herrn Kollegen zu bestätigen; dennoch leisten sie für das größere Honorar meist auch Größeres: für sie wirkt eben der starke Glaube, der ihnen entgegengebracht wird. Nach Lourdes soll Der nur gehen, der fromme Inbrunst und die Fähigkeit zu ekstatischer Hingabe mit auf die Reise nimmt. Dann kann er genesen. Sein sehnächtiger Uberschwang wird durch die Massen-suggestion gesteigert, die er ringsum sieht, hört, fühlt, und irgend ein Reiz, eine Hemmung lindert den Schmerz, hindert seinen Weg durch die Leitungen der Nervenbahnen. Auch hier thuts das Wasser nicht. Morfotika sind nicht nur in der Apotheke zu kaufen; und jede leidenschaftliche Aufwallung, jede dominirende Vorstellung kann Anästhesie bewirken. Confer vitam Sanctorum, die weder Cocain noch Methylchlorid kannten und doch ihr Gebreften klaglos ertrugen."

"Erlauben Sie! Ein Heiliger bin ich zwar nicht, auch zum Märtyrer nicht geboren, aber ein guter Christ; natürlich von der liberalen Richtung. An Glauben fehlt es mir nicht; nur unterscheide ich scharf und lasse mir keinen Hofuspokus vormachen. Dafür sind aufgeklärte Protestanten nicht zu haben. Wahre Frömmigkeit hat mit kindischem Wunderglauben nichts zu thun. Wo steht denn geschrieben, daß man durch Beten oder Glauben gesund werden kann? Am Ende wollen Sie mich noch zum trierer Heiligen Rock bekehren?"

„Gewiß nicht. Aber ich könnte Ihnen eine Menge Heiliger Röcke aufzählen, an die Sie felsfest glauben und die nicht besser als der trierer beglaubigt sind. Und ist Ihnen wirklich die Erinnerung an all die Stellen entschwunden, wo die heilende Macht des Gebetes dem Christen gepriesen wird? Als Luther die Frage des Breslauer Pfarrherrn Johann Hesh, ob ein evangelischer Christ vor der Pest fliehen dürfe, beantwortete, schrieb er: ‚Gott will selbst Wärter, selbst Arzt sein. Lieber, was sind alle Aerzte, Apotheken, Wärter gegen Gott? Was hilft's, wenn alle Aerzte da wären und alle Welt Deiner müßte warten, Gott aber wäre nicht da?‘ Und als Friedrich der Weise krank lag, sagte Meister Martinus in der Trostschrift, die er ihm auf Spalatin's Bitte schickte: ‚Aus Euer Kurfürstlichen Gnaden Leib und Fleisch höre ich Christi Stimme mir zurufen: Siehe, ich bin hier krank! Denn solche Uebel, als da sind Krankheiten und Dergleichen, leiden nicht wir Christen, sondern Christus selbst, unser Herr und Heiland.‘ Bei diesen Sagen denken wir doch wohl eher an Tolstois als an Virchow's medizinische Auffassung. Und Luther ist noch ein schlechtes Beispiel. Wodurch wurden denn die Siechen gesund, die sich an den Thaumaturgen von Nazareth drängten? Eine wissenschaftlich ausgebildete Heilkunde gab es im dunklen Orient damals nicht, obwohl fast schon fünf Jahrhunderte seit dem Wirken des Hippokrates verstrichen waren. Jesus operirte die Blinden und Lahmen nicht, verschrieb den Auswärtigen und den Epileptikern weder Tränke, Pillen und Pulver noch irgend eine äußerliche Behandlung. Er heilte durch Berührung, durch Auflegen der Hand, durch Einspeichelung des erkrankten Gliedes. Erinnern Sie sich des Blinden aus dem Markus-evangelium, der Tochter des Jairus, des blutflüssigen Weibes, von dem Lukas erzählt. Sie Alle machte der Glaube gesund; und Menan selbst, der diesen Theil der Thätigkeit des Nazareners mit dem Unbehagen des gebildeten Europäers sieht, muß dennoch zugeben, besser als alle Latwergen wirke auf den Kranken oft die Nähe einer starken Persönlichkeit. Nein: vom Standpunkte des zünftigen, hart ums Dasein kämpfenden Arztes, des Heilmittelchemikers und Apothekers dürfen Sie die geistliche Therapie ablehnen, aber als Christ . . .“

„Muß ich ihr zuzubeln, weil Ihnen beliebt, Mrs. Eddy mit Jesu Namen zu decken. Nahm Christus für seine Kuren Geld? Vieß Luther sich für Betstunden bezahlen? Schrieben sie Bücher, die der Leidende, um Einlaß zu finden, an der Kasse zu hohem Preis kaufen mußte?“

„Dieser Vorwurf träfe mit der selben Wucht den Prediger, dem für eine Taufe, eine Grabrede Geld ins Haus geschickt wird. Kapitalistische

Weltordnung, geehrter Herr; da ist's nun einmal nicht anders. Ihr Vangerhans wird es nicht ändern; und ins Lager der Marxisten treibt Sie die Herzensneigung wohl nicht, so lange ihre Gesellschaft noch acht Prozent Dividende giebt. Ihre Mrs. Eddy mag sammt der berliner Filiale sein, wie sie will. Das interessiert mich gar nicht. Ich wollte Ihnen nur beweisen, so gut es ein Laie aus dem Gedächtniß vermag, daß es sich hier um Dinge handelt, die immer waren, immer sein werden und deren Anblick mich nie zu Wuthausbrüchen reizen könnte. Die meisten Menschen beten nur in der Noth. Soll ich sie verachten, weil des Leibes Noth sie zu Massengebeten treibt, weil sie von frommen Ekstasen mehr erhoffen als von Theerpräparaten, Quecksilber und anderen spezifischen Mitteln? Ich theile ihren Glauben nicht — leider nicht — und sehe in ihnen doch consequentere Christen als in den Staatskirchengängern, die den Erlöser auf der Lippe tragen, sich aber, sobald ihr Darm etwas mittheiljam wird, zwei Doktoren und einen Geheimrath ins Haus telephoniren. Diese Sippe ist schuld daran, daß Niemand mehr glaubt, die Christenbittlichkeit könne auch das Handeln bestimmen. Der giebt Habe und Gut weg und will unter Armen ein Armer sein? Ins Narrenhaus! Der weigert den Dienst, der ihn zwingen könnte, Menschen zu töten? Ins Gefängniß! Und jener Dritte baut in Schmerz und Schwäche auf seinen Gott, ruft betend ihn aus dem Gewölk, statt sich schnell ein bewährtes Rezept zu verschaffen? Der aufgeklärte Protestant kann da nur zweifeln, ob er einen Betrogenen oder einen Betrüger vor sich hat. Warum creisern Sie sich denn, Sie guter Christ und Oberlieutenant der Reserve? Auch vor Erfindung der Cellularpathologie haben Menschen gelebt, recht glücklich sogar, vor dem Bacillus war mal der Archeus modern und die Gemeinde der Paracelsisten und Mesmeristen war nicht kleiner und nicht viel unklüger als die der Luesjäger von heute. Hunderttausend Bewohner der neuen ville-lumière haben in einem Schauspielhause den Mann bewundert, der mit inbrünstigen Flehens Gewalt die kranke Frau vom Leidensbett lockt. War dieser Pastor Sang ein Schwindler, sein himmelan strebender Wunsch eine Schmach des Jahrhunderts? Die Frau starb. Sie wäre auch ohne den Versuch einer Suggestivkur gestorben. Noch einmal aber hatte das Glück sie geküßt, als der geliebte Mann leuchtend ihr nahte. Und darum halte ich Mrs. Eddy . . .“

„Für eine Glücksspenderin und Ärzte und Pfaffen für neidisches, durch die Konkurrenz geärgertes Volk. Sie sind bodenlos intolerant!“

„Sehr richtig. Schlafen Sie wohl!“



## Die Krisis des Darwinismus.

**W**ie der Narzissmus in der Sozialwissenschaft, so ist der Darwinismus in der Biologie von einer schweren Krisis betroffen. Nur ist von ihr bisher noch wenig in das große Publikum gedrungen. Für die Meisten ist nämlich der Darwinismus gleichbedeutend mit der Abstammungslehre; für sie hat Darwin gelehrt, „daß der Mensch vom Affen abstammt“, und ich glaube, nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß diese populäre Formulierung der Deszendenzlehre trotz allen rückschrittlichen Bemühungen heute unter den Laien mehr Anhänger zählt als je vorher.

Aber auch in wissenschaftlichen Kreisen ist die Evolutionstheorie von der Krisis des Darwinismus in keiner Weise berührt. Mit wenigen, recht vereinzelt Ausnahmen stehen vielmehr die Naturkundigen auf dem Standpunkte, daß sich die höher organisierten Lebewesen nach und nach aus primitiveren Urformen herausgebildet haben. Aber Jedermann, der nicht in völliger Unkenntniß über die historische Entwicklung dieser Lehre geblieben ist, weiß auch genau, daß sie nicht erst von Darwin aufgestellt wurde und daher nur fälschlich als Darwinismus bezeichnet wird, daß sie vielmehr schon fünfzig Jahre vor Darwin von dem großen Zoologen Lamarck in wissenschaftlicher Form begründet worden ist. Das geistige Eigenthum Darwins ist also nicht die Entwicklungslehre, sondern nur seine Theorie der natürlichen Zuchtwahl, die er gleichzeitig mit Wallace erfunden und zum ersten Male in seiner „Entstehung der Arten“ vorgetragen hat. Lamarck hatte die Entstehung neuer Arten und neuer zweckmäßiger Einrichtungen bei den Organismen von den erblich gewordenen Veränderungen abgeleitet, die in den Individuen durch Anpassung an geänderte Lebensverhältnisse sich herausbilden können. Darwin aber hat diesen Modus der Transmutation zwar ebenfalls anerkannt, er hat aber daneben auch der natürlichen Auslese eine hervorragende Rolle zugetheilt. Indem die besser angepassten Individuen am Leben blieben und sich fortpflanzten, die weniger geeigneten dagegen vor ihrer Fortpflanzung ausgeemert wurden, sollen die heute lebenden Arten mit ihren bewundernswürdigen Einrichtungen auf rein mechanischem Wege ohne Eingreifen einer übernatürlichen Schöpfungskraft hervorgebracht worden sein.

Während aber die Abstammungslehre im geistigen Leben unserer Zeit immer tiefere Wurzeln schlägt, ist der anfängliche Enthusiasmus für den Darwinismus im engeren Sinne, also für die Selektionstheorie, sichtlich im Schwinden. Es giebt zwar berühmte Forscher und Gelehrte, die auch heute nicht höher schwören als auf Darwins Naturauslese; so finden wir zum Beispiel in den vor zwei Jahren erschienenen „Beiträtseln“ von Haeckel noch folgenden Hymnus auf diese Lehre: „Darwin zeigte zuerst, wie der gewaltige

Kampf ums Dasein der unbewußt wirkende Regulator ist, der die Wechselwirkung der Vererbung und Anpassung bei der allmählichen Transformation der Spezies leitet; er ist der große „züchtende Gott“, der ohne Absicht neue Formen eben so durch natürliche Auslese bewirkt, wie der züchtende Mensch neue Formen mit Absicht durch künstliche Auslese hervorbringt. Damit wurde das große philosophische Räthsel gelöst: Wie können zweckmäßige Einrichtungen rein mechanisch entstehen, ohne zweckthätige Ursachen?“

In schroffem Gegensatz zu dieser Apotheose Darwins lassen sich aber seit einigen Jahren immer häufigere und immer kräftigere Stimmen vernehmen, die die ganze Selektionstheorie für einen großen Irrthum erklären. So schrieb ein namhafter deutscher Zoologe und biologischer Schriftsteller 1898: „Der Darwinismus gehört der Geschichte an wie das andere Kuriosum unseres Jahrhunderts, Hegels Philosophie; Beide sind Variationen über das Thema: ‚Wie man eine ganze Generation an der Nase führt‘, und nicht gerade geeignet, unser schreibendes Jahrhundert in den Augen künftiger Geschlechter besonders zu heben“. Und zwei Jahre später schrieb der selbe Forscher, es sei endlich an der Zeit, daß sich die ganz ausgewachsene Biologie von ihrer „englischen Krankheit“ erhole.

Weniger despektirlich als dieser Autor und als ein anderer deutscher Zoologe, der Darwin als den „Kleinigkeitkämmer von Down“ bezeichnet, äußert sich ein dritter Fachmann über Darwins Lehre: „Es breitet sich allmählich die Erkenntniß Bahn, daß es mit dem Darwinismus eine arge Täuschung gewesen sei, und man sucht ihn möglichst anständig wieder loszuwerden, oder auch möglichst unanständig, indem man thut, als habe es ihn nie gegeben.“

Alle diese Auslassungen, die ich leicht um manches kräftige Wörtlein aus den letzten Jahren bereichern könnte, richten sich aber, wohl gemerkt, nur gegen Darwins Zuchtwahltheorie und nicht gegen die Deszendenzlehre, die bei Alledem außer Frage geblieben ist. Welche Wandlungen aber die Werthschätzung des eigentlichen Darwinismus gerade in den letzten Jahren erfahren hat, sieht man vielleicht am Besten an der abrupten Schwentung, die Einzelne in dieser Beziehung vollzogen haben.

Es mag etwa drei Jahre her sein, daß ein junger Physiologe, der sich sowohl durch werthvolle Forschungen auf einem bestimmten Gebiet seiner Wissenschaft als auch durch eine Reihe glänzend geschriebener populär-wissenschaftlicher Essays einen ausgezeichneten Namen gemacht hat, die folgende Theorie über die Bedeutung der Spiele bei den Thieren entwickelt hat. Die Spiele, denen sich manche Thiere in der Jugend hingeben, sind eine Vorbereitung für ernstere Beschäftigungen des späteren Lebens. Das Spielen des jungen Kärchens mit dem Knäuel bedeutet nichts Anderes als eine Einübung für das spätere Erhaschen der Beutethiere. „Diese bewußte Selbst-



täuschung bildet“, so schrieb er wörtlich, „einen wesentlichen Faktor für die Erhaltung und Entwicklung der Arten; denn die Thiere werden bei der natürlichen Auslese bevorzugt sein, die in der Jugend nicht nur anfangs bloßen Bewegungsspielen, sondern auch später sich Illusionsspielen am Meisten hingeeben haben.“ Aus diesen Worten geht also klar und deutlich hervor, daß damals der Autor in vollem Ernst angenommen hat, daß die Katzen, die in der Jugend aus irgend einem Grunde versäumt hatten, mit runden und rollenden Gegenständen zu spielen, wegen zu geringer Geschicklichkeit im Mäusefangen dem Hungertode verfielen und den anderen die Fortpflanzung des Katzengeschlechtes überlassen mußten. Der selbe Autor aber, der sich selbst in diesem konkreten Fall als einen überzeugten Anhänger der Selektionstheorie eingeführt hatte, fällt drei Jahre später folgendes vernichtende Urtheil über diese Theorie: „Jene Anpassungs- und Zuchtwahlphantasien werden kommenden Geschlechtern genau so kindisch unzureichend erscheinen wie uns die mosaischen oder empedokleischen Schöpfungsmärchen. Sie sind als wissenschaftlich mehr oder weniger werthlose Spekulationen erkannt und werden von den führenden Geistern kaum mehr so ernst genommen, daß man sich Mühe gäbe, sie zu diskutieren.“

Ich bin nun sicherlich weit davon entfernt, einem Forscher daraus einen Vorwurf zu machen, daß er aus eigenem Antrieb oder in Folge besserer Belehrung seine wissenschaftliche Ansicht verändert, und ich stehe nicht an, zu bekennen, daß ich selbst, bevor ich die Frage einem eingehenderen Studium unterzog, die Gültigkeit der Selektionstheorie als etwas Selbstverständliches angesehen habe. Ein Anderes ist es aber, eine Theorie, zu der man noch vor kurzem so intime Beziehungen unterhalten hat, nach erfolgter Sinnesänderung mit Hohn und Spott zu überschütten. Jedenfalls sehen wir an diesem Beispiel, daß Manche es bereits an der Zeit hält, das sinkende Schiff des Darwinismus zu verlassen.

Wie ist nun dieser Umschwung zu erklären? Es hat ja auch früher nicht an Stimmen gefehlt, die auf die Unhaltbarkeit der Voraussetzungen der Zuchtwahltheorie und auf die zahlreichen widersprechenden Thatsachen hingewiesen haben. Warum hat man sie so lange ignoriert oder mit Leidenschaft bekämpft, während die selben Argumente sich jetzt auf einmal Gehör verschaffen können?

Meiner Ansicht nach hat sich nichts geändert, als daß man allmählich zur Einsicht gelangt ist, daß die enge Solidarität zwischen Evolution und Selektion, die man so lange für untrennbar gehalten hat, in der Wirklichkeit gar nicht besteht, und daß die Entwicklungslehre von einem Sturze der Selektionstheorie nicht im Mindesten berührt werden würde. So lange es sich noch darum handelte, die um Anerkennung ringende Lehre der „natür-

lichen Schöpfung" gegen die Dogmatiker der verschiedenen Fakultäten zu vertheidigen, wagte man nicht, an der Selektiontheorie, in der man die festeste und unentbehrlichste Stütze des Evolutionprinzipes erblickte, zu rütteln oder rütteln zu lassen. Heute aber, wo dieses Prinzip bereits zum eisernen Bestande des wissenschaftlichen Denkens gehört, ist diese Furcht gewichen und man findet es nicht mehr bedenklich, die zahlreichen Schwächen der Selektionhypothese, die man anfangs noch schonend verhüllt hatte, einer strengeren Kritik zu unterziehen. Natürlich giebt es auch heute noch Millionen, die dem frommen Glauben an eine bewußte schöpferische Kraft vor jeder Theorie, wie immer sie auch lauten mag, den Vorzug geben. In der Wissenschaft aber hat die Lehre von der allmählichen Entwicklung der Lebewesen ohne Eingreifen eines übernatürlichen Faktors so tiefe Wurzeln gefaßt und auch außerhalb der wissenschaftlichen Welt ist die Zahl Derer, denen, unbeschadet ihrer formellen Anhänglichkeit an die religiösen Ueberlieferungen, der Evolutiongedanke in Fleisch und Blut übergegangen ist, so groß, daß dieser Gedanke sicherlich nie wieder verschwinden wird. Man kann daher heute den Kampf der Meinungen über die sekundäre Frage, auf welchem Wege die natürliche Entwicklung der Organismenreihen und ihrer zweckmäßigen Einrichtungen vor sich gegangen ist, mit kaltem Blute verfolgen, weil man darüber beruhigt ist, daß die Evolution auch durch die definitive Beseitigung der Selektiontheorie nicht erschüttert werden wird.

Ich will mich nun bemühen, in möglichster Kürze und vollkommen leidenschaftlos die Gründe auseinanderzusetzen, die mich selbst bewogen haben, Darwins Selektiontheorie definitiv und ohne Vorbehalt zu verlassen.\*)

Zwei Momente namentlich haben dieser Theorie zu ihrem Siegeslaufe verholfen: die verführerische Analogie mit der künstlichen Züchtung und das

\* 'passende Sprüchwort vom Kampf ums' Leben, 'der' 'der' Naturzucht die Rolle des Züchters übernimmt. So lange man nun keinen Versuch macht, tiefer in das Problem einzubringen und einen oder den anderen Spezialfall bis ans Ende durchzudenken, so lange klingt die Sache leiblich plausibel; und da nun immer wieder emphatisch verkündet wurde, daß man auf diese Weise die Entstehung neuer Formen und ihre Anpassung an die Umgebung rein mechanisch erklären könne, gab man sich gern damit zufrieden. Sobald man sich aber ernsthaft die Frage vorlegt, ob die Dinge in der freien Natur wirklich eben so verlaufen können wie bei der künstlichen Züchtung, muß man sofort darüber klar werden, daß man durch eine falsche Analogie getäuscht worden ist.

\*) Ausführliches hierüber im zweiten Bande meiner Allgemeinen Biologie: Vererbung und Entwicklung, Wien 1899.

Wenn der Züchter eine zufällig auftretende Varietät erhalten und weiter ausbilden will, dann muß er sie rein züchten. Das heißt: er muß die Kreuzung der in seinem Sinne variirenden Individuen mit den übrigen verhindern. Das erreicht er entweder dadurch, daß er die ersten streng isolirt und nur unter einander kreuzt, oder er geht noch radikaler vor und vernichtet alle ihm nicht konvenirenden, bevor sie zur Fortpflanzung gelangen. Setzt er Das konsequent durch viele Generationen fort, indem er stets die am Weiteren in seinem Sinne variirenden Individuen auswählt und zur Fortzucht verwendet, dann kann es ihm gelingen, die erstaunlichsten Resultate zu erzielen. In der freien Natur kann aber eine Reinzüchtung einer neu auftretenden Variation weder auf die eine noch auf die andere Weise erfolgen. Eine Isolirung der Individuen, die zufällig mit den Anfängen einer Abänderung ausgestattet sind, die sich vielleicht nach ihrer völligen Ausbildung als nützlich erweisen würde, ist eben so wenig möglich, wie es denkbar erscheint, daß das Auftreten des allerersten Beginnes einer günstigen Abänderung bei wenigen Individuen die Vernichtung aller nicht abgeänderten herbeiführt. Ist Dem aber nicht so, bleibt vielmehr in jeder Generation eine große Zahl von Individuen am Leben, die nicht in diesem Sinne variiren, dann muß die neue Variation durch wahllose Kreuzung mit den nicht abgeänderten binnen Kurzem wieder verwischt werden; ihre Fortentwicklung zu einer fertigen und in ihrer Vollendung der Art zum Vortheil gereichenden Einrichtung ist also auf diesem Wege vollkommen unmöglich.

Gleich der Naturzüchtung hat man auch den Kampf ums Dasein Dinge verrichten lassen, die wohl ein planmäßig vorgehender Mensch, nie aber ein bloßes Prinzip erreichen kann, das man nur im metaphorischen Sinne mit menschlichen Eigenschaften ausstattet. Wie die Griechen Naturkräfte in Göttergestalt dargestellt haben, so ist der Kampf ums Dasein heute noch für Haedel der züchtende Gott, der ohne Absicht neue Formen hervorbringt. In Wirklichkeit ist aber dieser Kampf ums Dasein nichts Anderes als ein Begriff, und zwar ein recht nebuloser und schwankender Begriff, der von Darwin selbst und seinen Nachfolgern auf ganz verschiedene Vorgänge angewendet worden ist. Zum ersten Male findet man diesen Ausdruck in dem Titel von Darwins Hauptwerk, wo von der „Erhaltung der Rassen im Kampf ums Dasein“ (preservation of favoured races in the struggle of life) die Rede ist, während in dem Buch selbst und bei den späteren Schriftstellern fast immer nur von dem Konkurrenzkampf der Individuen unter einander gehandelt wird. Nun ist es ja richtig, daß der Kampf zwischen nah verwandten Varietäten oder Rassen mit der Verdrängung oder Vernichtung des schwächeren Gegners enden kann, und wahrscheinlich ist ein Theil der „vorweltlichen“ Thiere und Pflanzen in einem solchen

Konkurrenzkämpfe ausgerottet worden. Andere wieder mögen in einem mit ungenügenden Mitteln geführten Abwehrkampfe gegen anders geartete feindliche Einwirkungen (Trockenheit, Ueberschwemmung, Kälte, Nahrungsmangel oder überlegene Feinde) vernichtet worden sein. Aber ein solcher Vernichtungskampf kann unmöglich zur Ausbildung neuer adaptiver Einrichtungen geführt haben, bei den siegreich gebliebenen eben so wenig wie bei den untergegangenen Rassen. Die siegreiche Rasse mußte schon im Besitze jener vortheilhaften Eigenschaften sein, wenn sie ihr zum Siege verhelfen sollten, wie denn auch heute die kaukasische Rasse ihre Ueberlegenheit über die inferioreren Rassen nicht während deren Verdrängung und Vernichtung erlangt, sondern sie deshalb überall mit Leichtigkeit überwindet, weil sie ihnen schon im Beginn des Kampfes körperlich und geistig überlegen ist. Noch weniger läßt sich aber von der züchtenden Wirkung des Rassenkampfes bei der unterliegenden Rasse erwarten; vielmehr zeigt uns gerade die Thatfache, daß eine ganze Rasse im Kampfe gegen eine andere oder im Abwehrkampfe gegen sonstige feindliche Gewalten unterliegen und der völligen Vernichtung anheimfallen kann, wie wenig die Selektion als solche im Stande ist, eine Anpassung an geänderte äußerliche Verhältnisse herbeizuführen. Wäre es wahr, was von den Anhängern der Selektionstheorie mit solcher Bestimmtheit behauptet wird, daß immer nur jene Individuen erhalten bleiben und sich fortpflanzen, die minimale Variationen nach der vortheilhaften Seite zeigen, während die Individuen mit eben so minimalen Abänderungen nach der anderen Richtung vorzeitig und ohne Nachkommen zu Grunde gehen, dann könnten wir eigentlich gar nicht verstehen, wie eine ganze Rasse im Kampfe ums Dasein vernichtet werden kann und warum diese Vernichtung nicht durch einen mit diesen Mitteln arbeitenden Selektionprozeß hintangehalten wird. Wenn der urweltliche Riesenhirsch, wie allgemein angenommen wird, wegen der enormen Entwicklung seiner Geweihe untergegangen ist, dann kann man nicht begreifen, warum sich nicht die Naturzüchtung ins Mittel gelegt hat und warum es ihr nicht durch Auswahl und Erhaltung minimaler Minusvariationen der Geweihe und durch Vernichtung sämtlicher Plusvariationen gelungen ist, das Wachsthum zum Stillstand zu bringen oder einen allmählichen Rückgang herbeizuführen. Daß die Selektion sich als unfähig erwiesen hat, eine solche nützliche oder nothwendige Abänderung herbeizuführen, und daß sie ruhig zusehen mußte, wie ganze Rassen und Arten der Vernichtung anheimfielen, zeigt uns a posteriori, was wir schon a priori für ausgemacht halten müssen: daß Variationen minimalen Grades weder den Untergang eines Individuums im Kampfe ums Dasein zu verhüten noch ihn herbeizuführen im Stande sind.

Natürlich gilt das Alles eben so für den Konkurrenzkampf der Indi-

viduen unter einander und auch für den Einzelkampf in der Abwehr von außen drohender Gefahren.

Hier berufen sich bekanntlich die Selektionisten auf die große Masse von Individuen, die in jeder Generation erzeugt werden, und auf die relativ geringe Zahl Derjenigen, die das Alter der Fortpflanzung erreichen, und sie schließen daraus, daß eine Auswahl Einzelner oder Weniger aus einer großen Uebersahl stattfindet und daß die Naturzüchtung auf diese Weise in die Lage kommt, nach dem Beispiel des Züchters sich die gewünschte Variation aus einer ungeheuren Menge herauszusuchen. Daß Dies wirklich der Ansicht der Darwinisten entspricht, sehen wir aus folgendem Satze, den ich einem Buche von Romanes, einem direkten Schüler Darwins, entnehme: „Zens tausendste Individuum, das im Kampf ums Dasein am Leben bleibt, ist ohne alle Frage eins von den Individuen, die hierzu am Besten ausgerüstet waren.“ Dazu ist vor Allem zu bemerken, daß es der alltäglichen Erfahrung widerspricht. Ich berufe mich hier auf eine Mittheilung des Professors Heinicke, des Vorstandes der biologischen Anstalt in Helgoland, der in seiner großen Naturgeschichte des Herings ausdrücklich hervorhebt, daß er bei der Untersuchung größerer Mengen dieser Thiere, im Widerspruche mit den Voraussetzungen der Selektiontheorie, immer einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz kranker, verkrüppelter oder verstümmelter Exemplare gefunden habe. Aber abgesehen davon, ist es auch nicht richtig, daß die zahllosen Keime, die die verschwenderische Natur in jeder Generation anlegt, sich so weit entwickeln, daß die Naturzüchtung in die Lage käme, aus so vielen herangewachsenen Individuen die besten und geeignetsten auszuwählen. Das könnte allenfalls in einer Brutanstalt oder in einer Fischzucht bis zu einem gewissen Grade geschehen, niemals aber in der freien Natur, wo von allen den Millionen von Sporen, männlichen Schwärmzellen und Eiern immer Unmässen, z. B. Grunde, zghn., noch, hervor. se. Ueberhaupt. in. die. Raag. kommen., ihre Entwicklung zu beginnen. Dann kommen erst wieder die Larven und andere Jugendformen an die Reihe und auch sie werden in Hekatomben geopfert, bevor noch jene Organe ihre Entwicklung auch nur begonnen haben, auf die es die Naturzüchtung vielleicht gerade abgesehen haben sollte. Wenn es sich um die Ausbildung der Facettenaugen eines Schmetterlings handelte, so ist natürlich weder in der Samen- noch in der Eizelle von solchen Etwas zu finden, und wenn nun diese Keinzellen massenhaft zu Grunde gehen, so bleiben nicht etwa die übrig, aus denen sich die besseren Augen entwickeln, sondern diejenigen, die durch einen glücklichen Zufall der Vernichtung entgehen. Die aus den geretteten Eiern austretenden Raupen besitzen aber erst noch keine Facettenaugen, sondern nur sogenannte Punkt- augen; und wenn nun eine große Zahl dieser Raupen ihren Feinden zum

Opfer fällt, so sind es wieder nicht diejenigen, die die Minusvariation der noch nicht entwickelten Facettenaugen in sich tragen, sondern diejenigen, die gerade ihren gefräßigen Feinden in den Wurf kommen. Und wenn nun endlich die Schmetterlinge aus den Puppen auskriechen, dann ist ihre Zahl schon so sehr zusammengeschnitten, daß die Auswahl für die Naturzucht eine ziemlich beschränkte geworden ist. Dazu kommt aber noch die ungemein kurze Lebensdauer mancher Schmetterlinge, die sich bei den Männchen einer bestimmten Art (*Psycho apiformis*) nur auf 32 bis 54 Minuten erstreckt. In dieser kurzen Zeit soll nun die Naturzucht Die herausfinden, bei denen die Augen um eine Nuance besser konstruirt sind als bei den anderen, und Die vernichten und an der Paarung verhindern — zu der sie sich übrigens unmittelbar nach dem Auskriechen anschicken —, bei denen die Augen nur die bisherige Beschaffenheit besitzen oder um einen unmerklichen Betrag rückwärts variiren. Das ist, wie man zugeben wird, ein einfach unerfüllbares und in der Natur sicherlich nie erfülltes Verlangen. Jedenfalls ist es aber klar, daß unter solchen Umständen die große Zahl der Reime und Jugendformen nicht das Mindeste dazu beitragen kann, die Selektion eines Merkmals oder eines Organs des ausgewachsenen Organismus zu erleichtern.

Aber auch dann, wenn die ausgewachsenen Individuen noch in sehr großer Zahl vorhanden sind, wird bei der Entscheidung über Leben und Tod Alles eher in Betracht kommen als die feinen Unterschiede in der Vollkommenheit ihrer einzelnen Organe. Oder glaubt vielleicht Jemand im Ernst, daß die Heringtonnen nur die minderwerthigen Heringe enthalten, während die Eliteheringe mit etwas schärferen Augen und etwas stärkerer Flossenmuskulatur dem Rey entronnen sind? Oder sind die Tausende von kleinen Weichthieren, die ein Walsfisch auf einmal verschlingt, immer nur die Ungeschickten und Marodeure, während die Helden und Schlauchköpfe unter ihnen durch Kraft und Klugheit sich rechtzeitig salviren? Sind die Millionen Heuschrecken, die in einem Schwarm erschlagen und gefressen werden, immer nur die unvollkommenen Individuen und sind hier wirklich nur Die zur Erhaltung der Art ausersehen, die sich über irgend eine kleine Verbesserung ausweisen können? Oder ist es denkbar, daß die Seuchen, die von Zeit zu Zeit alle Arten von Organismen heimsuchen, gerade jene Individuen verschonen, die zufällig ein etwas schärferes Auge oder ein besseres Gehör oder irgend eine andere unbedeutende Plusvariation besitzen? Das sind lauter triviale und scheinbar überflüssige Fragen, deren Verneinung vorauszusetzen ist; und doch müssen sie aufgeworfen werden, weil sie die Unmöglichkeit jener Voraussetzungen demonstrieren, von denen die Zuchtwahltheorie ihren Ausgang nehmen muß.

Aber nicht nur die Grundannahmen der Selektiontheorie sind unhaltbar, sondern es hat sich bereits herausgestellt, daß man auch bei ihrer Anwendung auf gewisse Spezialfälle von falschen Prämissen ausgegangen ist.

Dies war zum Beispiel der Fall bei der Erklärung der lebhaftesten Blütenfärbung der Alpenpflanzen. Auf Grund der Zuchtwahltheorie Darwins hat man nämlich angenommen, daß die Insekten, deren Besuch für die Bestäubung der Blüten notwendig ist, durch deren Färbung angezogen wurden, daß also die Blüten, die zufällig etwas lebhaft gefärbte Blütenblätter erhalten hatten, die Insekten besser anlocken konnten als die weniger lebhaft gefärbten und daß daher jene mehr Chancen für die Befruchtung und Fortpflanzung hatten als diese. Nun sind aber die Unterschiede in der Färbung, wie man sich bei jeder Bergwanderung überzeugen kann, an dem selben Standorte so minimal, daß sie selbst bei direkter Vergleichung kaum wahrgenommen werden können, und man müßte daher den bestäubenden Insekten ein Farbenunterscheidungsvermögen zuschreiben, das unser menschliches weit übertrifft, wobei es dann wieder unbegreiflich wäre, warum sie die um ein Minimum weniger lebhaft gefärbten, aber für unsere Augen noch recht auffallenden Blüten ganz übersehen. Dieser Widerspruch besteht aber in der Wirklichkeit nicht, weil neuere Untersuchungen verschiedener Forscher übereinstimmend ergeben haben, daß die Insekten für die Farben der Blüten unempfindlich sind und nicht von ihnen, sondern vom Geruch der Blüten angezogen wurden. Außerdem hat sich aber gezeigt, daß die lebhafteste Blütenfärbung nicht einmal eine erbliche Eigenschaft der Alpenpflanzen ist, sondern in jedem einzelnen Individuum durch den Einfluß des Milieus (stärkere Belichtung u. s. w.) herbeigeführt wird. Pflanzen, die aus der Ebene in größere Höhe versetzt wurden, erlangen alsbald die lebhafteste Färbung der Alpenpflanzen; und diese verlieren sie schon in der nächsten Generation, wenn man sie in der Ebene kultiviert. Die Naturauslese bleibt also auch in diesem Fall gänzlich aus dem Spiel.

Ähnlich verhält es sich auch mit der Schutzfärbung und den Fällen der sogenannten Mimicry, weil durch die objektive Beobachtung fortwährend neue Thatsachen ans Licht gebracht werden, die der Annahme der Selektionstheorie direkt widersprechen. So hat sich gezeigt, daß ein Schmetterling, der in Färbung und Zeichnung dürres Laub imitiert, in den Sommermonaten fliegt, wo kein dürres Laub vorhanden ist, und sich mit Vorliebe auf grünen Blättern niederläßt; oder daß zwei Schmetterlingarten einander frappant ähnlich sind, von denen die eine in Südamerika, die andere in Madagaskar zu Hause ist; oder daß zwei Falterarten genau die selbe Zeichnung besitzen, daß sie aber in der Größe so stark differieren, daß eine Verwechslung durch ihre Feinde ganz ausgeschlossen erscheint. Natürlich bleibt für alle diese Fälle außerdem auch noch der fundamentale Einwand bestehen, daß die Anfänge der Abänderung und deren kleine Fortschritte unmöglich über Leben und Tod entschieden haben konnten.

Von welcher Seite man also die Sache ansehen mag: immer kommt man wieder zu dem selben Ergebniss, daß Alles, was Darwin der Entwicklungslehre Lamarcks hinzugefügt hat, vollkommen unhaltbar ist; und obwohl Das bisher nur von Wenigen unumwunden ausgesprochen wird, kann es doch nicht mehr zweifelhaft sein, daß die bei ihrem Auftreten mit so großem Enthusiasmus begrüßte Selektiontheorie über kurz oder lang nur noch eine historische Bedeutung besitzen wird. Aber diese Bedeutung ist eine ungewöhnlich große; und der Name Darwins wird für alle Zeiten mit einem epochalen Umschwunge des wissenschaftlichen Denkens verbunden sein, weil es doch eigentlich nur ihm gelungen ist, Cuviers Lehre von der Konstanz der Arten zu Fall zu bringen und der Deszendenztheorie zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen.

Warum aber ein Gedanke, der schon in den ältesten Zeiten nicht selten in unbestimmterer Form ausgesprochen worden war, der aber im Beginn des vorigen Jahrhunderts von einem berühmten Naturforscher mit kräftigen Argumenten vertheidigt wurde, dennoch durch fünfzig Jahre weder bei den Gelehrten noch bei den gebildeten Laien auch nur den geringsten Anklang gefunden hat und warum der selbe Gedanke gerade durch Darwins „Entstehung der Arten“ zu einem so plötzlichen Erfolg gelangt ist: Das ist eine Frage, die keineswegs leicht und präzis beantwortet werden kann. Sicher scheint, daß die Sachleute noch zu sehr mit der Sammlung von Thatfachen beschäftigt waren, um solchen allgemeinen Fragen ein größeres Interesse entgegenzubringen. Für die Laien dagegen war in Folge des primitiven Standes der damaligen Publizistik der wissenschaftliche Nachrichtendienst noch so mangelhaft organisiert, daß nur Wenige von dem großen Ereigniß erfuhren, das sich mit dem Erscheinen von Lamarcks Philosophie zoologique vollzogen hatte. War doch selbst Goethe, der, wie man weiß, für diese Fragen das lebhafteste Interesse hatte, offenbar bis zuletzt in völliger Unkenntniß der Lehren Lamarcks geblieben. Als Darwin aber mit seinen Ideen hervortrat, hatte die periodische Literatur bereits ihren ungeheuren Aufschwung begonnen; und so kam es, daß diese Ideen und die an sie sich knüpfenden Kontroversen Allen in der kürzesten Zeit geläufig geworden sind.

Ein anderer Grund, warum die bis dahin so wenig beachtete Evolutiontheorie gerade unter Darwins Fahne so große Erfolge errungen hat, liegt aber sicher darin, daß diese Theorie den Reizten erst durch das neugeschaffene Selektionprinzip mundgerecht gemacht wurde. Durch die populären Schlagwörter vom Kampf ums Dasein und dem Ueberleben des Passendsten wurde das Kausalitätsbedürfniß scheinbar befriedigt und durch die Aufgabe, die man der „Naturzüchtung“ überwies, der Neigung der meisten Menschen, schwer verständliche mechanische Vorgänge durch personifizierte Kräfte vollziehen zu



lassen, in vorzüglicher Weise Rechnung getragen. Daß man dabei die Schaffung der zweckmäßig erscheinenden Einrichtungen in der organischen Welt mit Darwin der personifizirten Schöpfungskraft aus der Hand genommen hatte, um sie einem anderen anthropomorphischen Begriff, nämlich der „Naturzüchtung“, zu überantworten, wurde nur Wenigen klar; und wenn diese Wenigen sich erkühnten, auf diesen Rollenwechsel und auf die unmöglichen Voraussetzungen der „natürlichen“ Zuchtwahl hinzuweisen, wurde ihrer Stimme vom Enthusiasmus der Menge übertönt. Auf diesen Fall passen also wirklich die harten Worte Nießsche-Zarathustras: „Wenn eine Wahrheit auf dem Markte gesiegt hat, dann fraget nur: Durch welchen Irrthum hat sie gesiegt?“

Wien.

Professor Max Passowig.



## La Maison Moderne.

Am Sonntag vor Weihnachten ließ Octave Mirbeau im „Journal“ eine Epistel gegen das moderne Kunstgewerbe los, die sich, wie man's von dem Verfasser des „Journal d'une femme de chambre“ nicht anders erwarten konnte, gewaschen hatte. Da ich jede Gelegenheit, für meine Maison moderne Beklame zu machen, gern ergreife, sei mir gleich die Bemerkung erlaubt, daß meine Gefühle bei der Lecture dieser Epistel nicht lediglich ästhetischen Regungen entsprangen. Man stelle sich gütigst vor: acht Tage vor Weihnachten, in der Zeit, wo auch dem Besitzer moderner Kunstsalons das Glück blüht, so Etwas wie einen Käufer zwischen die Finger zu bekommen, das Haus voll lieblicher Sachen, just all der Dinge, die da in einem Blatte, das Jeder liest, von dem ersten Schriftsteller Frankreichs, den Jeder kennt, in Grund und Boden geseuert werden. Das besonders fatale war, daß Mirbeau in seinem Artikel von einem gewissen M.-E. sprach, der früher Sammler, dann Agitator für moderne Dinge gewesen und jetzt so weit gesunken sei, im Herzen von Paris ein Kaufhaus mit all diesen Scheußlichkeiten aufzumachen, — von einer Persönlichkeit also, in der der Schwelber dieser Zeilen sich selbst zu erkennen genöthigt schien.

Es ist merkwürdig, aber bekannt, daß man ganz großen Schicksalsschlägen apathisch gegenüberzustehen pflegt und nach den ersten zum Himmel schreienden Zuckungen gewöhnlich gar nichts thut, sozusagen die Sache vergißt oder so thut und dem Alltäglichen nachgeht, als wäre gar nichts geschehen, wie eine Blindische ruhig weiterwandelt, der man den halben Leib abgedroschen hat. So wars auch diesmal. Ich ließ mich den Tag über nicht im Hause sehen; und als abends die Kassen die Einnahmen meldeten, war ich auf das Schlimmste gefaßt

Tableau: das Resultat war glänzend! In der Rue des Petits Champs hatte man vor Menschen nicht treten können und selbst die Filiale in der Rue de la Paix, die sonst nur unter Ausschluß der Oeffentlichkeit zu existiren pflegte, hatte stark gearbeitet. Die Verkäufer riethen, Mirbeau ein Ehrengeschenk in Gestalt eines Bicycles im Stil Louis des Fünfzehnten zu machen. Das Publikum hatte die Waaren nur so gefressen; selbst die alte Bauersterrine, die noch aus der kümmerlichen Zeit des Anfangs stammte, als man noch aus München die neuesten pariser Modelle kommen ließ, war verkauft.

Wie immer im Leben nach Befriedigung der üblen materiellen Triebe die geistigen Instinkte um so energischer in die lichteren Höhen des Bewußtseins emporzuschwellen, kam auch mir nach überstandener Sorge das Nachdenken; und die Wuth auf Mirbeau, die sich morgens in recht häßlichen Ausbrüchen geäußert hatte, begann einer wilderen Auffassung zu weichen, die an freundliche Theilnahme strifte. Es galt, diesen Mirbeau, der doch sonst ein ganz verständiger Mensch war, eines Besseren zu belehren, vor Allen, ihn zum Besuch einzuladen; die einfache persönliche Ueberzeugung an der Hand der Thatfachen war besser als jede Entgegnung, — und außerdem billiger.

Die Autosuggestionen, zu denen alle Besitzer moderner Kunstsalons neigen, gehören mit zu den interessantesten Erscheinungen der modernen Psyche. Eine gute Tagesdosis von heute läßt auch das magerste Gießern im Fluge vergessen. In einem Laden voll guter Kunden erscheint man sich wie ein Gott in einer großen Welt; und aus dem Verkaufen, das einem gestern noch eine Quelle schlimmster Weiden und Erniedrigungen schien, wird die göttliche Geste des Lebens. Wer weiß? Vielleicht war dieser Besuch des berühmten Mannes, an dem sich schon nicht mehr zweifeln ließ, im Stande, die langersehnte Verbindung mit den Börsenkreisen herzustellen, in denen Mirbeau zu Hause war. Wenn man ihn bekehrte, hatte man den ganzen Kreis, unzählige Millionen . . . Kurz, man schwärmte, so weit es in einer pariser Office nach Abfertigung der Post möglich ist.

Abends, beim Diner, zu dem aus den Geträgnissen des Tages eine fürstliche Gänseleberpastete gestiftet war, als man heftig über die Frage stritt, was wohl Mirbeau zu seinem Artikel getrieben haben konnte, kam ich auf die Idee, daß es vermuthlich nur eine weniger gute Pastete gewesen war oder, wie Dickens schließen würde, eine schlecht verdaute Käsekruste. Und nun begann mein Geist sich wirklich zu erheben und ich bemitleidete Octave Mirbeau, den Sklaven seines Berufes. Freilich: ein Sklave mit hunderttausend Francs Renten, einer, der sich auch noch etwas Anderes leisten konnte, der nicht nöthig hatte, von dem Kerger der Anderen zu leben . . . Alles in Allem: ein merkwürdiger Fall.

Das Merkwürdigste daran war, daß Mirbeau, der Ritter der Minorität, der stets für die Schwachen eintrat, der sich für Zola-Dreyfus beinahe hatte lynchen lassen und in der Malerei und Skulptur nur für das Beste des Guten zu haben war, hier plötzlich zur Majorität überging. Er that freilich in dem Artikel so, als wimmelte ganz Paris nur von modernen Möbeln und als gebe es nur noch ganz vereinzelt Geschmacksmenschen, die sich zu ein paar übrig gebliebenen Antiquitätenhändlern flüchten, um noch einmal geschmackvolle Dinge vor Augen zu haben. Wenn es doch so wäre!

Es giebt immer noch Tausende von Antiquaren in Paris, ja, die An-

tiquität ist hier etwas so Nothwendiges, der Masse Dienendes wie der Butterhändler oder die Gemüsefrau. In den wildesten Faubourgs, von denen man nur aus den Nordstatistiken der Zeitungen weiß, wo es unmöglich ist, eine anständige Tasse Kaffee zu bekommen, findet man als erste Bedürfnisanstalt einen Tröblier mit vergilbten Seidenbrokaten, einer Bronze von Napoleon und einem halben Louis XV.-Stuhl im Schaufenster. Ob die Majorität, die ja auch mal Recht haben könnte, hier wirklich auf dem einzig wahren Wege ist, ob die wurmfressigen alten Dinge, die allenfalls noch malerischen, ganz jünger keinen Gebrauchswert mehr haben, oder die neuen per tausend Stück schlecht und gerecht nach alten Mustern imitierten Produkte der Tischlerwerkstadt St. Amand, die auch noch von den guten Louis lebt, besser sind als vernünftige neue Möbel: Das, Herr Mirbeau, ist immerhin zweifelhaft. Es ist ein bedauerlicher Irrthum, zu glauben, Das, was heute Louis XV. heißt, könne mit dem Stil dieses Namens verglichen werden, sofern es sich nicht um eine getreue Kopie handelt, die aus tausend Gründen in den meisten Fällen ausgeschlossen ist, denn man kann doch wohl nicht annehmen, daß eine nachkommende Generation einen künstlerischen Gedanken besser vollenden kann als die Epoche, die ihn erfunden und in allen Theilen ausgestaltet hat; man wird kaum glauben, daß die Renaissance fähig gewesen wäre, eine bessere Gothik zu machen als die Gothik selbst.

Man sieht auf dem Boulevard manche modernen Dinge, sie füllen manche Läden sogar von oben bis unten, aber diese Läden selbst sind doch noch vereinigt, — zum Glück für uns! Es sei auch gern der beträchtliche Unwerth der allermeisten dieser Dinge zugegeben; nur muß man daran denken, daß die Dinge, die von diesen neuen Säckelchen verdrängt wurden, nicht um ein Voth besser waren, ganz abgesehen davon, daß sie Louis XV. oder Louis XVI. waren. Die Masse wird immer von Dingen gelockt werden, die ihren banalen Instinkten am Nächsten sind. So war es vernünftlich schon zur Zeit der Kreuzzüge. Zwischen diesem modern style der Krautläden aber und unseren Dingen, die langsam vernünftig werden und ihr Dasein einer künstlerischen, nicht aller Reflexion baren Thätigkeit verdanken, ist denn doch — alle Bescheidenheit in Ehren — ein Unterschied; und daß den Herr Mirbeau übersehen konnte, der nur von Sachen spricht, die weder modern noch unmodern, sondern einfach veraltet sind, ist ein Zeichen schwachen Differenzirungsvermögens. Was würde er sagen, wenn ein Anderer die französische Literatur nach den Romanen, die in Tageszeitungen erscheinen, beurtheilte!

Die Sache liegt aber tiefer.

Mirbeau ist mit Rodin befreundet und Rodin sagte mir eines Tages, er finde alle unsere modernen Stilversuche böte; Degas hatte die Güte, unser Dekor mit einer athenienischen Bezeichnung zu belegen, die ich mir versagen muß, wiederzugeben; Sisley versicherte kurz vor seinem Tode, die ganze Sache würde nicht ein Jahr mehr halten; und Liebermann hat sich nicht weniger hoffnungslos geäußert. Renoir steht genau auf dem selben Standpunkt; und wenn man herumfragen würde, wäre so ziemlich bei allen modernen Größen der Malerei und Skulptur die Antwort die selbe.

Nun dürfte man sich wohl über Etwas heute einigen können: darüber, daß unsere moderne gewerbliche Strömung nicht der Laune einiger nichtsnutzigen Leute

entspringt, sondern ein unmittelbarer Ausfluß unserer Zeit ist, ganz abgesehen davon, ob dieser Ausfluß schön oder häßlich, gut oder böse ist. Wie es keinem Menschen einfallen wird, über die Einführung des Dampfes oder der Elektrizität ästhetische Betrachtungen anzustellen, so kann man auch über das moderne Gewerbe nicht ins Klare kommen, wenn man es lediglich als ästhetisches Vergleichsobjekt im Verhältniß zu anderen Stilen nimmt. Es ist eben noch etwas Anderes als ein Gegenstand animierter Theestundenunterhaltung, nämlich eine sogenannte Thatsache, eine zunächst materielle Nothwendigkeit. Ich kann den Lejern unendlich zumuthen, sich auf das Niveau Mirbeau's zu stellen, und ihnen erst den billigen Nachweis liefern, daß eine Zeit, die mit der Epoche der diversen Louis nur etwa Das gemein hat, daß heute wie damals die Menschen die Nase senkrecht und den Mund in der Quere tragen, eine Zeit, in der es sachlich zugeht, auch einmal auf den Einfall kommen muß, sich ihr zuzugende, ihrem Bedürfniß entsprechende sachliche Formen zu suchen.

Woher kommen diese Formen, so weit sie nicht von den lediglich sachlichen Elementen bestimmt werden? Was giebt ihnen Farbe und Linie? Was bestimmt den rein ästhetischen Theil der Mitarbeit neben dem rein technischen, wenn wir einen Augenblick versuchen, dieses Untheilbare zu trennen? Wenn der Zweckmäßigkeit bei einem Hause, einer Lampe, einem Möbel die denkbar praktischste Linie gefunden ist: was giebt dieser Linie den unseren Sinnen als ästhetisch und modern erscheinenden Schwung und ihren Flächen die Farbe?

Woher soll es kommen, wenn nicht aus der zeitgenössischen Kunst, der Malerei und der Skulptur, auch aus dem sogenannten Impressionismus, dem Vager, aus dem gerade die empfindlichsten Vorwürfe gegen das moderne Gewerbe kommen? Manche Fertiger des modernen Gewerbes waren früher Kollegen ihrer heutigen Widersacher. Aus dem Kreis der französischen Impressionisten ging der typischste von allen, van de Velde, hervor. Das ist an sich gewiß kein Grund pro oder contra; nur ist klar, daß, da nun einmal nichts von selbst entsteht und so weit sich die ältesten Leute erinnern können, das Gewerbe stets die Qualitäten der sogenannten reinen Kunst irgendwie wieder spiegeln muß, diese reinen Künstler am Wenigsten geeignet sein können, Anklagen gegen ihre leibliche Nachkommenschaft zu erheben. Statt dieses Nabenvaterthumes sollten sich die großen Herren lieber freuen, daß hier ein Weg gefunden wird, der ihrer bedenklich abstrakten Bedeutung Etwas von moralischer Daseinsberechtigung ertheilt, daß der ungeheuerlichen Unökonomie, die jährlich so und so viele tausend Kilometer Feinwand oder Centner Gips, die nie irgend einen Zweck erreichen, verschwendet, ein bescheidener Nutzen entgegengestellt wird. Oder arbeiten Robin, Degas, Liebermann etwa, um die verstorbenen Louis XV.-Leute zu frischem Leben zu erwecken; zählen sie sich zu dem achtzehnten Jahrhundert und glauben sie, daß sich zwischen ihnen und dem heiteren Barock eine Brücke schlagen läßt; sind sie der letzte absterbende Rest einer vergangenen Epoche oder der Anfang einer neuen?

Daß nicht Alles hold und schön ist, was man in den etwas abgelegenen Ecken unserer Verkaufshäuser findet, wissen wir selbst; aber an den Werken dieser Reinen ist auch nicht Alles hold und schön; und der Unterschied ist, daß die Konsequenzen bei uns denn doch viel milder sind. Wir hängen so eine Kunstterrine, die nicht ganz auf der Höhe ist, irgend einem friedlichen Provinzler an,

der sich seinen Feiertagsaffen daraus schließlich eben so gut und ohne Schaden für die Kesthetik der Allgemeinheit schöpfen kann wie aus irgend einer griechischen Vase, während die Denkmäler der Siegesallee in Berlin von allzu bleibendem Werthe sind. Bei uns sorgt die Konkurrenz schon und die immer arbeitende technische Erfahrung für eine stete Verbesserung, während die selben Antriebe in der reinen Kunst sehr unreine Früchte zu tragen pflegen. Wir vermögen unsere Zukunft einigermaßen zu kalkuliren, da unser Fortschritt vom Talent und der Intelligenz diktiert wird, zwei Faktoren, die unsere Zeit in jedem Beruf zu immer größerer Entwicklung bringt. Das Genie aber, von dessen Gnabengesehnt die Höhe der Malerei und Skulptur abhängen, nimmt in gleichem Verhältnis ab; je mehr sich die Klasse einer Höhe nähert, um so seltener werden die steilen Gipfel. Keine Zeit ist der Bildung des Genies so ungünstig wie die unsere. Und Das ist ihr höchster Ruhm. In Malerei und Skulptur arbeiten die Zehntausend oder Hunderttausend, damit zwei, drei Gottbegnadete wirklich schaffen. Man könnte mit dem Oel, das in einer Woche zur Malerei verbraucht wird, einen Salat herrichten, an dem sich die ganze Menschheit satt essen könnte, und was in einem Jahre an Leinwand zum selben Zweck konsumirt wird, würde genügen, um die ganze Erde in ein Niesenhemd zu stecken. Allein dieses verrückte ökonomische Verhältnis, zu dem sich in keinem Berufe, in keiner Zeit eine Parallele finden läßt, sollte schon denkfähige Leute zu einer rationelleren Beurtheilung unserer Bestrebungen bringen. Es scheint mir aber auch möglich, in ihnen selbst schon heute praktische Erfolge zu finden. Ich behaupte, daß wir heute bereits eine ganze Menge sehr anständiger Modelle haben, die sich getrost neben die besten alten stellen lassen und vor diesen den Vorzug haben, Leuten von heute dienen zu können. Mirbeau findet das Alles nur modern und überflüssig, daß ein wirklich modernes Ding an sich schon besser ist als das alte. Die üppigste Krinoline nützt einem Weiblein von heute nicht, denn sie kann damit nicht in unsere Straßenbahnwagen hinein, — und so geht es mit den besten alten Dingen. Sie nützen uns heute zu gar nichts, denn wir kommen damit nicht in unser modernes Leben hinein.

Hier aber rühren wir an den eigentlich wunden Punkt der Sache. Unsere Bewegung ist eine Konsequenz der Zeit und man großt uns, um sich an der Zeit zu rächen. Es giebt heute noch viele Leute, die ganz unbewußt mit Leibkräften nach dem lieben anno Dazumal zurückstreben und sich an die tausend Erbstückchen des längst abgebrannten Hauses klammern, um auf diese Weise die Suggestion des Alten zu behalten. Es liegt in der menschlichen Natur, daß gerade Die, die am Brande mitgeholfen, sich am Eifrigsten bei der Rettung betheiligen. Mit der einer edlen Seele eigenen Centrifugalkraft verlegen sie ihr Gewissen nach außen und klagen wie unschuldige Lämmer über die Folgen ihrer eigenen Missethat.

Ein solcher reuiger Brandstifter ist Mirbeau und man findet in seinem Künstlerkreis überall die selben Anschauungen. Als ich von de Velde einmal mit Rodin zusammenbrachte, fiel von den Lippen des großen Bildhauers, vor dem ich unbegrenzte Verehrung hege, das ominöse Wort *décadent*; und sein Genie war nie größer als die Thorheit, die er damals sagte. Ich halte unsere Zeit für außerordentlich gesund und kann auch bei normaler Laune nichts Ungefundes

an unseren großen Künstlern finden. Wenn man aber einmal einen freien Nachmittag hat und wohl disponirt ist, so dünkt es mich nicht schwer, nachzuweisen, daß all diese großen Künstler sich in einer geradezu zum Himmel stinkenden Decadence befinden. Ich kann mir auch beschränkte Seelen vorstellen, die im *Journal d'une femme de chambre* oder im *Jardin des supplices* von Mirbeau nicht gerade die gesündesten Blüten unserer Kultur erblicken.

Décadence! Décadence! Das war in meiner Kindheit Mode; als man in Berlin die Freie Bühne machte und vor Gesundheit an die Decke sprang, da ersahen man sich decadent. Wenn es irgend etwas Decadentes in der Welt giebt, so ist es die Kunst dieser gesunden Leute, der Rodin, Degas, Sisley oder Liebermann. Daran ist nun mal nicht zu rütteln. Ihre Kunst ist Auflösung. Die Skulptur wird so malerisch, daß von dem plastischen, der Architektur förderlichen Ideal der Alten kein Schatten mehr bleibt, und die Malerei der Impressionisten hat so sehr jeden festen Umriss verloren, daß eine malerische Dekoration im Sinne der Alten nur noch zu den Idealen des Stubenmalers gehört und Genies, die sich trotzdem dieser edelsten und eigentlichen Aufgabe erinnern, nur aus der Reaktion gegen diesen Impressionismus entstehen können.

Der selbe Mirbeau, der uns heute bedingungslos verdammt, besitzt sehr schöne Bilder von van Gogh, dem verrücktesten aller Genies, der eines Tages seinen Freunden seine abgeschnittenen Ohren zum Dejeuner servierte und sich im hellsten Wahnsinn aus der Welt beförderte. In seinen Bildern ahnt man die rapide Hast des Beurtheilten, der vor Sonnenuntergang fertig werden will, und es gehört nicht zu viel Psychologie zu der Vermuthung, daß der Autor dieser Werke nicht bei Sinnen bleiben konnte. Aber was hat Das mit künstlerischer Werthung zu thun? Dieser van Gogh, den Mirbeau so liebt, hinterließ ein ganz gesundes Werk, das stark genug war, seine Kunst über die kahlen Grenzen ihrer Abstraktion auszudehnen. Und gerade er steht uns heute am Nächsten; er zeigte unbewußt die Verwendbarkeit des berühmten *coup de pinceau*, von dem die Amateure schwärmen und mit dem das Leben so gar nichts anzufangen weiß; er malte in seinen wilden Pinselstrichen die Ornamente, die später gezeichnet wurden, und wenn jemals die Zeit des Nachweises der tieferen Zusammenhänge unserer Künste gekommen sein wird, dann wird man sich sehr eingehend mit ihm zu beschäftigen haben.

Decadence ist also eine Phrase, Herr Mirbeau, und wenn man sie braucht, muß man sie sehr säuberlich mit den nöthigen Beziehungen ausstatten. In irgend einer Beziehung ist jede Kunst einmal decadent.

Das mag auch von unserer heutigen Stilrenaissance gelten. Die Krime, aus denen sich in der Kunst das Neue entwickelt, entziehen sich der bakteriologischen Forschung und sie unterscheiden sich noch dadurch von den anderen, daß sie unbedingt nützlich sind. Es wird nichts Gutes oder Schlechtes von Menschen geschaffen, das der Menschheit nicht irgendwie zum Nutzen dienen kann. Hier wie im Laboratorium des Bakteriologen steht als oberste Berufspflicht: Abwarten! Und zugleich mit ihr wird auch die Vorschrift der Klugheit und Pflichterfüllung erfüllt, die immer beldunlich und human ist.

Paris.

Julius Meier-Gräfe.



## Feuersnoth.

**F**euersnoth": so heißt eine einaктиge Oper von Wolzogen und Richard Strauß. Nicht Oskar Strauß, wie man annehmen könnte. Dichter und Komponist gehen zusammen mindestens Das, was man heute eine „neue Aera“, einen „Wendepunkt“ nennt. Zwei charakteristische Gestalten aus der bewegten kunstästhetischen Gründerperiode der „Moderne“ erscheinen Arm in Arm. Herr von Wolzogen, konjunkturfundiger Ueberbrettel-Hauffier, mußte sich allerdings ein Wenig auf die Fehen stellen; dafür hat sich Strauß, genialer Großspekulant in Orchesterwerthen, herablassend niedergebeugt. Und so entstand eine neue Gattung: der Ulf mit den Mitteln des wagnerischen Musikdramas. Euphemistisch wurde es „Singsgedicht“ betitelt. Definition von „Singsgedicht“: Etwas, das nicht gebichtet ist und worin nicht gesungen wird. „Feuersnoth“ hat einen netten Feuerlärm hervorgerufen. Straußens dramatischer Erstling „Guntram“ ist weniger geräuschvoll empfangen worden. Allerdings geht es überhaupt recht still zu um eine Oper, die nicht aufgeführt wird. Und „Guntram“ war ein braves Musikdrama, das die Sache ernst nahm. Es hielt sich ehrlich im Tristan- und Parsifalstil und that Keinem was, trotz seiner Grünspanchromatik. Es gab so einschläferndes Mittelalter um seinen idealen Sänger und Sängerbund herum und die Ausleger waren ganz glücklich, wenigstens die „Dichtung“ einen Schritt weg vom „alten romantischen Ideal der Erlösungstragik“ Derer vom Gral in den modernen Nietzsche Individualismus hinein-schieben zu können. Da ist „Feuersnoth“ von anderem Schlage. Ein anderer Strauß steht vor uns, Einer, der sich entwickelt hat wie ein chromatisches Leitmotiv. Er ist inzwischen durch die Symphonie für Alle und Keinen, unfrei nach Nietzsche, hindurchgegangen; er hat für die Musik des Ausdruckes in dem Hammelgebälke des Don Quixote die entscheidenden Töne gefunden, er hat die Schlacht mit „des Helden Widersachern“ geschlagen. In „Feuersnoth“ betritt der Feld noch einmal die Walfahrt. Und er löst die Dichter aus und zündet sein eigenes an. „Feuersnoth“ ist die mit Emphase verkündete Emanzipation von Wagner unter dem höhnen Bekenntniß der Nachfolge. „Feuersnoth“ ist die Plünderung unter dem Rechtsittel der Erb-schaft. „Feuersnoth“ ist der Angriff, ist Kunstessay, Selbstbiographie, Manifest bei der Thronbesteigung. Ueber „Feuersnoth“ könnte der Titel der neuesten Brochure stehen, die uns die anschwellende Straußliteratur besichert hat: Strauß contra Wagner. „Feuersnoth“ ist Blasphemie, ist das verwegenste Spiel, das je mit einem großen Künstlernamen getrieben wurde.

Diese artige komische Oper steckt aber auch sonst noch voll Beziehungen und Anspielungen. Das Symbolische ist auch in der Oper das Neueste, was man trägt. Deutobold Symbolizetti Mystifizinsky ist Musikdramatiker geworden. Herr von Wolzogen will, daß wir ihn für tief-sinnig nehmen, wozu er als Bretteldirektor doch gar nicht verpflichtet ist. So wied zum obersten Symbol der „hym-bolischen“ Feuersnoth eine Sphinx, die eine Narrenkappe trägt. Schritt vor Schritt umlauern uns die Fuhangeln der Audeutigkeit, — bis zur Schluß-

pointe. Hier tritt die Sündentigheit ein. Bei der angelegentlichen Beschäftigung ihres Wiges mit den Begriffen Feuer, Licht und Wärme haben die Autoren auch die Wärmequelle der modernen Kunst entdeckt: den weiblichen Leib. Die Entdeckung wird vor einem zahlreichen, an der Sache interessirten Auditorium experimentell nachgewiesen. In der grotesken Märchenvorlage muß die spröde Schöne von Audaererde die Feuer, die der verschmähte zauberkundige Liebhaber in der Stadt verlöschen ließ, aus ihrem entblöhten Rücken holen lassen. Herr von Wolzogen kehrt das Mädchen um. Und wie spielen Dichter und Komponist mit dem Feuer, das in dem grausam in die Länge, Breite und Tiefe gezerrten Schwank durch Zauber verlöscht, durch Zauber erweckt wird! Feuer ist die Kunst, Feuer ist die Liebe, Feuer ist der moderne schrankenlose Individualismus, Feuer ist Alles. Feuer ist schließlich „fuoco“. Ja wahrhaftig: da grüßt uns schon D'Annunzio, der Wort- und Bilderreiche. Wenn Stelio D'Annunzio der poetische, so ist Kunrad Strauß der musikalische „Meister des Feuers“. Er ist wie Stelio der „Beleber“, der die Flamme der Schönheit, die Flamme der freien Liebe zu entzünden den Versuch fählt, er ist wie Jener der begeisterte Apologet der Farbe, die „an sich selbst ein jubelndes Mysterium“ ist, des Dionysischen. Und er hält seine Standrede, wie Stelio, an eine alte Kunststadt gerichtet. Es ist freilich nicht Venedig, in dem „eine Sehnsucht nach edlen Harmonien lebt“, sondern München, das von den „edlen Harmonien“ des „Guntram“ nichts hatte wissen wollen. Dafür muß aber auch dieses München in „Feuernöth“ beschämt, erbrüct von der Wucht spätteleuber Kontrapunktik, seine größten, rückständigsten Lieder singen: „Guten Morgen, Herr Fischer“ und „Wir sind nicht von Pasing“. Das ist sehr traurig für München; allerdings auch nicht gerade lustig für Hoyer aus anderen Städten.

Und wie Stelio beschwört Kunrad den Riesenschatten Wagners. Ausdrücklich, den heiligen Namen eitel nennend, in eben jener langen Strafrede an die Münchener, unausgesprochen aber in der noch viel längeren Bußpredigt, die die ganze „Feuernöth“-Musik ist. Mit einem von den vielen gewaltigen Uebergängen des Werkes modulirt Strauß plötzlich in die zeitgenössische Musikgeschichte, deren interessantestes Kapitel ihm Richard Strauß selbst ist. Der Held des Singgedichtes schlägt die alte „Kinka“ mit Finsterniß, nicht, weil ihn sein Rädel abgewiesen, nein, weil die Münchener von 1865 Wagner vertrieben haben. Seitdem ist's Wagner und seiner Kunst recht gut gegangen in der Hofstadt, die der Straußianer Rösch die „Wagnerstadt par excellence“ genannt hat, in dem München der Utop, Porges, der Wagnermustersaufführungen, des Prinz-Regententheaters; aber Richard Strauß ist unverföhlich und vergißt nicht. Er wirft sich zum Rächer Wagners auf, der es so nöthig hat. Einer der unwiderstehlichen Scherze des Singgedichtes vereinigt die Namen von Wagner, Strauß und Wolzogen in Versen, die nach der Köpenickerstraße schreien. Dazu erklingt an der entsprechenden Stelle der schönste musikalische Gedanke der ganzen „Feuernöth“: Wagners Walhallmotiv. Nur konsequent citirt Strauß, als sein Name genannt wird, ein Motiv aus „Guntram“. Schade, daß wir bei Nennung des Herrn von Wolzogen den „Lustigen Chemann“ vermissen. Aber Strauß empfindet überhaupt das Bedürfniß, sich öffentlich mit Wagner auseinanderzusetzen. Es ist ein Bild rührender Pietät: der Jünger, der von „seinem Meister



das Feuersnoth geerbt hat, schlägt es in Stücke, — für sein Sonnenfeuer. Die Meisterfänger-Musik, die er dazu macht, zeigt aber, wie warm er im Hause sitzt. Oder hätte gerade die das Erbrecht nachweisen sollen? Dann kommt der Verdacht, daß das Testament erschlichen ist. „Feuersnoth“ spielt verstohlen und unerblickt mit dem Gedanken der Ueberwindung Wagners. Es geht Strauß aber wie jenem wackeren Krieger, der einen Gefangenen machen wollte: Wagner läßt ihn nicht los. So sehen wir den Musiker des zwanzigsten Jahrhunderts nutzlos, ungeduldig werden. Kunrad kanzelt sein Publikum ab, um schließlich seinen Schmerz an „heiß-jungfräulichem Leibe“ zu betäuben. Der polemische Wagner der „Meisterfänger“ appellirt an die heilige deutsche Kunst; der moderne Meisterfänger der „Feuersnoth“ an das deutsche Nachtscafé mit münchener Kellnerinnenbedienung.

Die Musik zu diesem mit „Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung“ vollgepferchten Text hätte Manches gutmachen können. Leider ist aber Strauß selbst so Etwas wie ein Grabbe der Musik. Hat der Komponist eine Uebertreibung Wagners beabsichtigt, so ist sie ihm gründlich gelungen. Ich fürchte aber, daß er Wagner so übertreibt, wie er in seinen symphonischen Dichtungen Liszt und Berlioz übertrieben, nicht „fortentwickelt“ hat. „Feuersnoth“ geht aus der stilistischen Tonart der „Meisterfänger“. Schon dadurch ist die einaktige Burleske weit über die ihr zukommenden Proportionen gestreckt. Strauß läßt einmal in seiner Oper scherzhaft einen Waisenbauer sich zum Riesenmotiv aus Wagners Tetralogie herauswachsen. Ein Bild des Stiles der ganzen Oper. Schwer ist der dürftige Schwank mit klebrigem, stockendem Sprechgesang behängt, vollends erdrückt durch die Wucht des ungeheuren, polyphon schweigenden Orchesterapparates. Ein Bach — an manchen Stellen ist's nur eine Pflüge — soll mit einem prustenden Dampfhiß besahren werden. Und im Einzelnen: welche Häufung und Ueberladung, welche krankhafte Neigung zum Sequälden, Unnatürlichen! Alter Wagner, harmonisch und rhythmisch zerlegt, kontrapunktisch überäuert, ist noch kein neuer Strauß. Noch nie ist mit Klangkünsteln allein neue Musik gemacht worden. Wenn wir Strauß nach Melodie fragen, wird er uns kaum für originell halten; wir ihn aber auch nicht. Strauß stiehlt sich mehr als einmal von der Seite des ihm legitim verbundenen Leitmotivs fort, um die dem modernen Musikdramatiker eigentlich doch verbotenen Freuden der gegliederten Gesangsmelodie zu suchen; aber er wirkt ohne Glück. „Alle Mädeln mögen Weib“, singt Strauß plötzlich sehr einfach; alle Komponisten mögen den Weib der Melodie. Aber die Melodie mag sie nicht immer; Strauß gewiß nicht. Auch bei Strauß ist es eine Eigenheit der singenden Personen, daß sie sich nicht zusammenhängend ausdrücken können. Es giebt Chöre und Ensembles in „Feuersnoth“. Man höre aber diese Kinderchöre, Gesungene Nihilitis. Man bedauert diese Kleinen, aus denen im besten Fall einmal Vehrhaben der „Meisterfänger“ werden können. Oder dieser „Volksgesang“ der wackeren Münchener! Strauß schüttet ihnen Arsenik in das Hosenbräu. Wenn in der Handlung das Verlöschen des Feuers erfolgt, unternimmt Strauß in dem anschließenden Ensemble eine Verfinsternung der gesammten abendländischen Musik. Kataphonien, Kakorhythmik, die der Komponist als unerhöthlicher Kakodämon der Musik entzesselt. Kommt ein Tanz à la „Meisterfänger“, so ist er mit habitueller Polyphonie behaftet, leitmotivisch tito-

wirt. Walzer von Strauß sind eben nicht immer straußische Walzer. Liebenswürdiger wird der Komponist den drei jungen Damen gegenüber, die als lachende, neckende Freundinnen dem Bürgermeisterstöchlein mit dem „heiß jungfräulichen Leibe“ zur Seite stehen. Die drei Händlcher singen sich zwar mitunter auf die drei Rheintöchter heraus. Im Großen und Ganzen aber sind sie recht artig. Richard, der Grausamere, begnadigt uns in ihren Gefängen; und auch ihm ward da die Gnade.

Wie steht es mit Strauß als Dramatiker? Er dehnt die Szene, da das Mädchen den hitzigen Liebhaber in den Hängelkorb lockt, ins Ungemeßene und stellt ein langes Instrumental-Intermezzo an den Schluß der Oper. Der breitpurige Symphoniker, der Zeit hat, sitzt ihm im Genick. Seine dramatische Feuerkraft ist mit Wagners dramatischem Feuerzauber nicht zu vergleichen. Schon im „Guntram“ trat die Molochnatur des Orchesters hervor; Alles verschlingt es: Gesang, Charakteristik, dramatische Gliederung der Szene. Was es früher — angeblich zum Schaden der dramatischen Wirkung — zu viel Musik im Gesang, so finden wir bei Strauß zu viel Musik im Orchester. Das ist nicht minder schädlich. Besonders, weil zu viel hier eigentlich zu wenig heißt.

Mit dem tiefsten Respekt erfüllt die technische Meisterschaft des Komponisten. „Feuerkraft“ ist das Werk einer geradezu unheimlichen Technik. Strauß ist volle Gewalt gegeben über alle musikalischen Ausdrucksmittel. Man bewundert insbesondere diese kunstvolle Instrumentation, möchte sie aber auch beklagen. Ein Serpentinentalg mit grellen, blendenden Beleuchtungseffekten; in uns bleibt aber Alles leer, wenn er vorüber ist. Strauß wird durch diese sein Befolge und ihn selbst bewundernde technische Gewalt abgezogen von dem Kern alles Musikmachens. Seine Kunst ist innerlich kalt bei aller Glühheiß; auch die von „Feuerkraft“: Sie ist ein Produkt der Reflexion, des Wiges, durch und durch voll Absichtlichkeit. Strauß scheint mit kaltem Blut zu rasen. Er jongliert gleichsam mit brennenden Lampen. Als ein ungemein geistreicher Mann weiß er auch die Beste des Improvisatorischen, Rhapsodischen treffend nachzuahmen. Er betreibt die Tonkunst mit allen Tonkünsten. Es ist jammerschade um diesen Kunstreichen, der kein Künstler sein will. Wer Straußens letzte Symphonienmusik verfolgt und jetzt die Extravaganzen von „Feuerkraft“, lernt das Nüchtern; so kann es unendlich weitergehen. Strauß kann nicht den Ehrgeiz hegen, weiter jene petites choses avec de grands efforts hervorzubringen, die Kouffeu so mißachtet hat. Und gerade ihm steht die neueste Pose so übel an, mit der er den schmollenden, ironischen Verkannten hervorkehrt. Wer, wie er, so gern Musik schreibt, um die Leute zu ärgern, darf ihnen nicht zugleich gefallen wollen.

Richard Strauß ist gewiß das größte Talent, das wir jetzt haben. Er sollte sich endlich entscheiden, ob er bloß ein blendender Feuerwerker der deutschen Musik sein will oder ihr Prometheus, der das himmlische Feuer bringt. Vorläufig fehlt der göttliche Funke . . . Feuerkraft!

Wien.

Dr. Julius Korngold.



## Poststeuer\*).

Gerade die Postsendungen, die ihrer Natur nach für die Verwaltung am Nützlichsten sind, zahlen die geringsten Beförderungskosten, nämlich Druckfachen, Waarenproben, Geschäftspapiere und zusammengepackte Gegenstände. Sie sind viel umfangreicher und schwerer als gewöhnliche Briefe und müssen so verpackt werden, daß sich die Beamten von ihrem Inhalt überzeugen können. Dieses Fehlen eines Verschlusses giebt fortwährend zu Klagen über die in ihrer Befaltung verschwindenden Briefe und Postkarten Anlaß.

Auf den ersten Blick erscheint es geradezu unbegreiflich, warum zum Beispiel die Beförderung einer fünfzig Gramme schweren Korrektur nur drei, dagegen die eines eben so schweren Briefes zwanzig Pfennige kostet. Sehr selten wird dem Absender ein Brief mehr werth sein als eine mühevoll gelezene Korrektur. Und Korrekturen — um noch bei diesem Beispiel unverschlossener Sendungen zu bleiben — wandern in den selben Briefkasten wie verschlossene Briefe und machen die selben weiteren Stadien an Stempelung, Sichtung, Transport und Berechtigung durch, die zwischen Absendung und Empfang liegen. Sie werden so völlig als gleichwerthig behandelt, daß schwerlich Jemand behaupten wird, in Deutschland gingen mehr Korrekturen als Briefe verloren. Ja, in Italien würde man, wenn es möglich wäre, einen Brief viel lieber als offene Sendung versenden, weil dort die theurere Briefmarke einen postalischen Wegelagerer natürlich viel mehr zur Unterschlagung der Sendung reizt als der geringe Frankaturbetrag einer Druckfache.

In Wahrheit hat auch keineswegs die Rücksicht auf den Werth der Sendung den Unterschied im Porto veranlaßt: kann und muß ja doch der Verwaltung der Werth sämtlicher nicht eingeschriebenen Sendungen gleichgiltig sein, da sie für die verlorenen Stücke keinen Ersatz gewährt, sondern den Verlust nur an dem Schuldigen, falls sie ihn zu finden vermag, disziplinarisch ahndet. Es ist hiernach ohne Weiteres klar, daß die Festsetzung des geringeren Portos für nicht verschlossene Mittheilungen aus dem Bestreben hervorgegangen ist, der Post neue Einnahmequellen durch Verzögerung bis dahin wenig oder gar nicht zu postalischer Behandlung gekommener Sendungen zu verschaffen. Früher war man des hohen Portos wegen gezwungen, möglichst nur an seinem Wohnorte drucken zu lassen; heute kann man, wenn man will, ohne irgend welche Unbequemlichkeit zwar in Remel wohnen, sich aber keine Korrekturen aus Kaiserslautern schicken lassen.

Alle diese Erwägungen führen zu dem Resultat, daß Keiner, der eine

\*) Diese kleine Arbeit war der letzte Beitrag, den der Leiter der Hamburger Stadtbibliothek den Lesern der „Zukunft“ bieten konnte. Der geistig bis zum Eigensinn selbständige, vielseitig gebildete Mann, der, trotzdem er ein Berliner von 1838 war, in manchem Wesenszug an die glücklichen gallischen Vichsucher des achtzehnten Jahrhunderts erinnerte, hat das neue Jahr nicht mehr erlebt.

Postsendung frankirt, damit eine mehr oder weniger große Gegenleistung bezahlt und dadurch das Recht erwirbt, mit einem anderen, in größerer oder kleiner Entfernung wohnenden Individuum in Verbindung gesetzt zu werden, daß er vielmehr an seinem Theil einen Beitrag zu den staatlichen Einnahmen des Deutschen Reiches oder des Landes leistet, in dem er lebt.

Die Einnahmen des Reiches aus der Post- und Telegraphenverwaltung betragen nämlich im Etatsjahre 1900 bis 1901 393 209 930, die Ausgaben dagegen 342 495 126, der reine Ueberschuß also 50 714 804 Mark; von diesem Ueberschuß darf man nicht etwa noch den Betrag der einmaligen Ausgaben mit 15 414 924 Mark in Abzug bringen, da sich ja diese einmaligen Aufwendungen auf eine größere oder kleinere Anzahl von Jahren vertheilen und durch die Zunahme des postalischen, telegraphischen und telephonischen Verkehrs — Das heißt: durch die daraus fließenden Mehreinnahmen — im Laufe der Zeit amortisiren.

Die Gesamteinnahme des Reiches belief sich in dem Etatsjahr 1890 bis 1891 auf 2 066 644 012, die laufenden Ausgaben auf 1 783 753 067, der Ueberschuß demnach auf 282 890 945 Mark; der von der Postverwaltung erzielte Ueberschuß beträgt also mehr als den fünften Theil des Gesamtüberschusses.

Aus der letzten allgemeinen hamburger Volkszählung ergibt sich, daß die Zahl der Individuen von 0 bis fünfzehn Jahren unter tausend gezählten 309,08 betrug; nach dieser Analogie gäbe es, nach der letzten Zählung vom zweiten Dezember 1895, unter den 52 279 991 Deutschen etwa 34 853 328 postverbüchtige Personen. Freilich schreiben, telegraphiren und telephoniren auch so Manche, die noch nicht fünfzehn Jahre alt sind; aber im Allgemeinen wird man die Postmündigkeit doch wohl erst mit der Vollendung des fünfzehnten Lebensjahres ansetzen dürfen. Daraus ist zu entnehmen, daß, wenn jeder Deutsche im Alter von mehr als fünfzehn Jahren Postfachen absendete, er dem Postfiskus oder vielmehr dem Deutschen Reich für seinen postalischen und telegraphischen Verkehr eine jährliche Gebühr von etwa einer und einer halben Mark entrichten würde. Da nun aber die ungeheure Mehrtheit nie telegraphirt oder telephonirt und nur eine Mindertheit Briefe, Korrespondenzkarten oder Geld wegschickt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß, wer immer zu dieser Mindertheit gehört, nicht viel weniger an die Post zahlt als den Betrag der preussischen direkten Steuern, von deren Gesamtbetrage mit 198 300 000 Mark auf den Kopf einer Bevölkerung von 31 855 125 etwa sechs Mark fallen.

Daß dieser Betrag eine indirekte Steuer ist, wird man schwerlich leugnen können: theilt sie doch mit allen anderen indirekten Steuern die Eigenthümlichkeit, daß sie irrationell ist; sie wächst nämlich, im Grunde genommen, mit jeder Verkehrszunahme und Verkehrs erleichterung. Hamburg zum Beispiel hat, trotzdem es sich im Wesentlichen nur nach Norden und Nordosten ausdehnt, keine Bahnverbindung nach den im Nertenthal oder östlich davon liegenden Ortschaften, wie den sogenannten Walddeffern Volksdorf und Wohldorf; käme aber die projektierte Eisenbahn zu Stande, die Hamburg mit ihnen verbinden soll, so würden die Posttaxen trotz wesentlich erleichteter Verbindung dennoch die selben bleiben, also die Steuer auf indirektem Wege erhöht werden.

Auf einem anderen Gebiete liegt, aber nicht weniger irrationell ist es, daß man in Städten ohne Schlafsteuer, wie Frankfurt am Main, um besseres

Nächst als gewöhnlich zu bekommen, seinen Bedarf aus einer benachbarten, mit einer Schlachtsteuer begnadeten Stadt kommen läßt, weil die Steuer nicht vom Gewicht, sondern vom Stück Vieh erhoben wird, die Steuerquote also für den einkaufenden Schlächter mit der Größe und Güte des Kaufobjectes sinkt.

Daß in der Tarification der Postsendungen zum großen Theil eine indirekte Steuer steckt, giebt sogar die Postverwaltung, wenn auch nur stillschweigend, selbst zu. Früher hatte in ganz Preußen jeder einfache Brief ein Porto von zehn Pfennigen zu zahlen; nach der neuen Einrichtung ist dagegen das Porto für Stadtbriefe, die Städten einverleibten Vororte und den von ihnen zu bestellenden Landverkehr sehr wesentlich herabgesetzt worden. Das kann unmöglich geschehen sein, weil dieser ganze Verkehr leichter zu bewältigen wäre als der die deutschen Großstädte mit einander verbindende; im Gegentheil ist ein großer Theil, besonders der ländliche, sehr viel komplizirter und umständlicher als die Expedition von Postsendungen etwa aus Berlin nach München. Vielmehr ist die Sache so gekommen, daß die vor Gründung des Deutschen Reiches postsoverainen Einzelstaaten eine nach der Entfernung abgestufte Poststeuer erhoben, die man nach der postalischen Einverleibung jener Staaten in das Deutsche Reich billiger Weise nicht auf den preußischen Fuß erhöhen konnte und deren Weiterbestehen bei der nachstephanischen Reform eben so selbstverständlich war, wie sie eine partielle Herabsetzung der preußischen Poststeuer zur Folge haben mußte. Von Bayern und Württemberg war in diesem Zusammenhange abzusehen.

Daß das ganze Tariffsystem den Charakter der Steuer hat, ist auch aus folgender Erwägung klar.

Das geringste zur Erhebung kommende Porto ist das für Korrespondenzarten und Drucksachen bis zum Gewicht von fünfzig Gramm im Ortsbestellbezirk, nämlich zwei Pfennige; es erhöht sich dann aber für schwerere Gewichte erheblich. Da es nun bei einer Drucksache von 250 Gramm eben so viel kostet wie das für einen Brief zu entrichtende, nämlich fünf Pfennige, obgleich sonst ein prinzipieller Portounterschied zwischen beiden Arten von Postsendungen festgehalten wird, so ist das Steuermäßige der Steigerung um so weniger abzuleugnen, als der Gewichtsunterschied zwischen 100 Gramm (zu drei Pfennigen Porto) und 250 Gramm (zu fünf Pfennigen Porto) im Ortsverkehr eben so wenig in Frage kommen kann wie der zwischen 21 und 250 Gramm Gewicht für Briefe im allgemeinen Verkehr, die gleichmäßig zwanzig Pfennige Porto entrichten.

Aber aus dem Zweipfennigsatz des Ortsverkehrs folgt noch etwas Anderes. Es ist offenbar die Gebühr, die die Post erheben zu müssen glaubt, wenn sie nicht mit Verlust arbeiten will; wäre Das nicht der Fall, so könnte Niemand sagen, warum gerade diese Gebühr als die geringste erhoben wird. Soll demnach das ganze Tariffsystem des postalischen Verkehrs — vom Telegraphiren, Telephoniren und vom Packetverkehr ist natürlich in diesem Zusammenhange abzusehen — seines steuermäßigen Charakters entkleidet werden, so bleibt kein anderer Weg übrig als der, sämtliche nicht eingeschriebene Sendungen bis zum Gewicht von 250 Gramm ohne Unterschied der Entfernungen zum Satz von zwei Pfennigen zu befördern. Der für beide Theile, Publikum wie Verwaltung, gleich lästige Unterschied zwischen offenen und geschlossenen Sendungen käme dabei natürlich in Wegfall.

Es ist selbstverständlich, daß dieser Vorschlag nur von dem Standpunkte der gänzlichen Verwerfung indirekter Steuern aus zu machen ist. Wer unlogische, aber leicht zu tragende Steuern, wie es auch alle Verzehrungsteuern mehr oder weniger sind, empfiehlt, wird auch die Poststeuer beibehalten wollen; wer die mit logischer Härte die Steuerträger belastenden direkten Auflagen für einzig richtig hält, muß die Poststeuer verwerfen.

Für die Beibehaltung spricht besonders der Umstand, daß Deutschland mit der Abschaffung der Poststeuer nicht nur allein dastünde, sondern daß sie auch in Deutschland in der mildesten Form, zum geringsten Betrage erhoben wird. Schickt nämlich Jemand eine Postanweisung über fünf Mark oder weniger ab, so zahlt er nur das Porto eines gewöhnlichen Briefes, die Verwaltung erhebt also für Einschreiben, Vereithaltung und Aushändigung des Betrages überhaupt keine Gebühr. Freilich steigt die Steuer bei höheren Beträgen sehr wesentlich, wenn auch in etwas unlogischer Weise; denn für zweihundert Mark zahlt man nur dreißig Pfennige, also das Porto für einen eingeschriebenen Brief, dessen Werth die Verwaltung ja nur auf zweiundvierzig Mark schätzt. Dagegen beträgt das Porto für vierhundert Mark vierzig Pfennige; mit anderen Worten: die Verwaltung läßt sich den für die Auszahlung des Betrages bereit gehaltenen Roulanccesfonds mit zehn Pfennigen pro Tag, also etwa neun Prozent für das Jahr, verzinsen. Wie mäßig dieser Satz ist, sieht man aus dem Vergleich mit dem Ausland: wenn nämlich die Taxe für nach dem Ausland geschickte Postanweisungen sehr viel höher ist, so kann Das nicht an der deutschen Verwaltung liegen, die ja gar keinen Grund hätte, ihre inländischen Sätze für den Fremverkehr sehr wesentlich zu erhöhen, sondern es muß daran liegen, daß in den nichtdeutschen Ländern für den internen Verkehr im Allgemeinen sehr viel höhere Taxen gelten als in Deutschland, die natürlich für den Verkehr mit dem Ausland noch weiter erhöht werden müssen. So bezahlt man denn, um aus Deutschland tausend Franken nach Frankreich, Italien, Japan, dem Kongostaat, der Schweiz, der Türkei, Tunis zu schicken — der Unterschied in den Entfernungen spielt hier wiederum charakteristischer Weise überhaupt keine Rolle —, nicht weniger als fünfzehn Mark und zwanzig Pfennige Porto oder, aufs Jahr berechnet, etwa neunundsechzig Prozent Zinsen des Roulanccesfonds der verbündeten Postverwaltungen. Das ist auch ganz natürlich; denn will ich zum Beispiel in Italien einen Werthbrief mit achthundert Francs Inhalt innerhalb des Landes versenden — Postanweisungen giebt es oder gab es wenigstens noch ganz vor Kurzem in Italien nicht —, so zahle ich erstens zehn Centimes für jede 300 Francs — 30 Centimes, zweitens 20 Centimes Porto und drittens 25 Centimes Einschreibgebühr, im Ganzen also 75 Centimes. Das heißt: der Roulanccesfonds des italienischen Postsystems verzinst sich mit etwa 32 Prozent, also fast dreimal höher als der deutsche. Daß er sich dann für den Verkehr mit dem Auslande noch wieder sehr wesentlich erhöht, wird schwerlich Staunen erregen.

Damburg.

Professor Dr. Franz Effenhardt.



## Selbstanzeigen.

**Charlotte von Schiller.** Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Verlag von Max Neumann; 1902. Preis brochirt 4 Mark.

Als 1895 König Wilhelm II. von Württemberg den Anstoß zur Gründung des Schwäbischen Schillervereins gab, habe ich diese dem Protektor des Vereins gewidmete Biographie veröffentlicht und in ihr zum ersten Mal die reichen Schätze des Preiswuchels und der Aufzeichnungen von Schillers Gattin, wissenschaftlich verarbeitet und geordnet, dem deutschen Hause zugänglich gemacht. Und heute, nach noch nicht sechs Jahren, darf das Buch nun schon seine zweite Reise antreten: ein erfreulicher Beweis dafür, daß ein edles, schönes Frauenleben aus vergangenen Jahrhunderten auch heute noch gern angesehen wird. Schon rein äußerlich ist jetzt der Umfang um drei Bogen gewachsen, Vieles ist eingehender behandelt und abgerundet, vor Allem sind die poetischen Erzeugnisse Charlottens vollzählig aufgenommen. So darf wohl der Verfasser selbst dies Buch allen Verehrern Schillers als ein Hilfsmittel zum Verständniß seiner Entwicklung ins Gedächtniß rufen; vor Allem aber möchte er es in den Händen recht vieler Frauen und Jungfrauen wünschen, die daraus ein der Nachahmung werthes Frauenleben von vorbildlicher Schöne und Idealität kennen lernen können.

Heidenheim.

Stadtpfarrer Dr. Hermann Neumann.



**Goethe und der Effuktivismus.** Verlag von D. Neugebauer in Leipzig, 1901. Preis 1,20 Mark.

Wenn Hiltich im Vorwort seines Buches „Goethes religiöse Entwicklung“ mit Recht bemerkt, daß er den Dichter von einer Seite zeige, von der man ihn noch wenig kennt, so darf sicher mit nicht geringerem Recht behauptet werden, daß man von Goethes mannichfachen Beziehungen zum Effuktivismus so gut wie gar nichts weiß. Sonst hätten verkappte Materialisten kaum wagen können, Goethes Bewanderschaft für ihren Monismus in Anspruch zu nehmen. Ich zeige in meiner Schrift, daß es wenige mystische Dinge giebt, zu denen Goethe in keiner Beziehung gestanden hat. Vielmehr hat er die große Mehrzahl der effuktiven Phänomene (vom Ahnungsvermögen bis zur Weisereroffenbarung) entweder selbst erlebt oder auf zustimmende Weise in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen.

München-Fasing.

Geistl. Professor Max Zeiling.



**Im Lebenssturm.** Neue Gedichte. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1902.

Es war eine wundervolle Herbstmondnacht. Ich ging am Kanal herunter nach meiner Wohnung. Der Mond stand fast voll am Himmel und spannte seinen Silberschleier über die lautlose Stille. Berlin schlief schon. Der Reichtum lag vielleicht erst seit wenigen Stunden im Himmelbett und schnarchte, von neuen Genüssen und dem Steigen und Fallen der Preise träumend. Die Armuth hatte sich schon in ihre Schlafwinkel und Schlafstellen verkrochen. Ueber dem Kanal stiegen weiße Nebel auf und legten ihre Dunstmassen um den

Schein der Vaternen. An der Potsdamerbrücke war der Uebergang bequem. Endlos wie in einer Fieberstadt breitete sich die menschenleere Straße mit ihren öden Schaukäden nach beiden Seiten aus. Keine elektrische Bahn sauste klingelnd vorüber, kein Rollen einer Nachtdroschke, kein spätes Paster selbst auf der Straße. Und dann folgte wieder die heimliche Dunkelheit des Ufers, vom Mondsilber überflimmert, das auf die verschleierte Wasserfläche herabfloß. Da wurde mir das Herz weit. Ich athmete auf. Endlich einmal allein. Wie ein Hüter des Schlafes der arbeitenden und nach Erfolg strebenden Millionen kam ich mir vor. Ich fühlte mich wie den Herrn dieses Lebens, das mich am Tag zu vernichten drohte. Und doch: wie schwer, den Schmachern zu sagen, daß über ihren Häuptern das Geheimniß seine Dunkelheit gebreitet hält und daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erden giebt, als sich ein Zocker träumt! Ich hab's gewagt.

Paul Friedrich.



**Die Musik.** Illustrierte Halbmonatsschrift. Herausgeber: Kapellmeister Bernhard Schuster. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. Der Jahrgang 10 Mark.

Das Präludium und das Programm unseres neuen Unternehmens soll lauten:

O Freunde, nicht diese Töne,  
sondern laßt uns angenehmere  
anstimmen und freudenvollere!

Berthovens markiger Ruf giebt unserer „Musik“ das Präludium. Sein befreiendes Wort bestimmt und erschöpft, was wir nicht sollen, was wir müssen. Wenn ich ein paar erweiternde und klärende Sätze an dieses Wort knüpfe, so geschieht es in Beherzigung einer Mahnung von Berthovens größtem Schüler, der Mahnung zur Deutlichkeit, die Wagner seinen Getreuen zurief, als sein stolzester Traum zur lebendigen That geworden war. Unsere Zeitschrift entstand aus der deutlichen Erkenntniß, daß es der Kunst, der die Liebe von Hunderttausenden gehört, unserer Musik, an dem Organ gebriert, das sich den vornehmen Neuen der Literatur, der bildenden und angewandten Kunst würdig anzureihen vermag. Und hat unsere Zeit nicht das Recht, haben die unzähligen Angehörigen und Freunde der Musik denn nicht die Pflicht, eine Zeitschrift zu verlangen, die ihre Kunst in allen Stappen ihrer Entwicklung überschaut und allen Formen ihrer Ausübung in universaler Reichhaltigkeit dient? Eine Zeitschrift zugleich, die unabhängig und frei sei von Parteilichkeit und kritiklosem Personenkult, von sehener Engherzigkeit und örtlicher Begrenzung? Diese Aufgabe der Befreiung aus unzeitgemäßen Zuständen, dieses eben so reiche wie schwierige Werkvermögen hat sich „Die Musik“ gestellt. Und darum, „o Freunde, nicht diese Töne“, wie wir sie sonst gewohnt sind, „sondern laßt uns angenehmere anstimmen“ als die, die wir schon lange hörten! Den Ton hoffen wir getroffen zu haben: und es soll uns stolz machen, wenn der Pfad, den wir wandeln, zu dem Ziel führt, aus der „Musik“ die Zeitschrift nach dem Verzen des Musikers und des Musikfreundes zu gestalten.

Bernhard Schuster.





**Der Getreidehandel und seine Technik in Wien.** Wiener staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Edmund Bernatzik und Eugen von Philippovich. Verlag von J. E. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

„Die ausschlaggebende Bedeutung, die der Ackerbau noch immer für den landwirtschaftlichen Betrieb besitzt, bringt es mit sich, daß die Forderung einer für die Landwirtschaft günstigen Organisation des Getreidehandels immer von Neuem erhoben wird. Insbesondere zwei Versuche treten dabei in der Gegenwart hervor. Erstens das Bestreben, den Landwirthen selbst den Verkauf ihrer Produkte zu sichern, sie unabhängig zu machen von Zwischenhändlern: durch eine Organisation der genossenschaftlichen Lagerhäuser für den Getreideabfah; zweitens der Versuch, den Einfluß der großen Centralmärkte des Getreidehandels, der Getreidebörsen, auf die Preisbildung abzuschwächen, insbesondere durch Beseitigung des Terminhandels in Getreide. Zwischen diesen beiden Thatfachen, Terminhandel und Lagerhäusern, stellt die agrarische Agitation einen Zusammenhang her, den ich für irrig halte, der aber einer formal logischen Konsequenz nicht entbehrt. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Landwirthe den Handel mit ihren Produkten selbst in der Hand behalten sollen, hat man die Lagerhäuser errichtet. Ihre Entwicklung entspricht nicht immer den Erwartungen. Das Geschäft erscheint schwierig und gefahrvoll, insbesondere von der kaufmännischen Seite her, eine Beeinflussung der Preise im Interesse der Landwirthe ist den Lagerhäusern nicht möglich, eben so wenig eine große Organisation zur Selbstversorgung des staatlichen Gebietes mit Brotfrüchten. Hier tritt ihnen der centrale Getreidemarkt mit seiner preisbildenden Kraft und auf ihm wieder vor Allem der Terminhandel mit seinen Auswüchsen und seiner geheimnißvollen, aus dem Nichts, den Blankoverkäufen und -käufen, geschaffenen Bewegung entgegen. Was Wunder, wenn man meint, zuerst diesen Feind bekämpfen zu müssen, der mit lähmender Kraft die freie Bewegung und die vollen Handelsgeschäfte der Lagerhäuser der Landwirthe zu hemmen scheint? Es giebt kaum eine öffentliche Körperschaft und eine politische Debatte, in der nicht über den Getreidehandel gesprochen, das Verbot des Terminhandels verlangt oder bekämpft wurde. Aber das Einfachste ist noch nicht geschehen. Um die Frage, wie denn der Getreidehandel in Wien organisiert ist, welche Bedeutung er besitzt, welchen Zwecken und Interessen er dient, welche Einrichtungen mit ihm zusammenhängen, haben sich nur Wenige gekümmert. Diese Lücke auszufüllen oder doch einen Beitrag zur Erkenntniß der Lage und Bedeutung des wiener Getreidehandels zu geben, ist der Zweck meiner Darstellung. Das Verständniß soll geweckt werden für die Bedeutung eines großen, mit den modernen Mitteln der Verkehrstechnik und der kaufmännischen Technik arbeitenden Getreidehandels, mag er nun auch in der Zukunft, wie jetzt, in den Händen privater Kaufleute oder in den Händen ländlicher Genossenschaften liegen.“ Diese der Einleitung zu meiner Schrift entnommene Stelle dürfte deren Zweck wohl klar erkennen lassen. Im Rahmen einer lokalen Monographie habe ich die schwebenden Fragen der Getreidehandelspolitik erörtert und versucht, den Weg zu cruster und sachlicher Reformarbeit zu weisen. Denn daß mit dem „Dreinschlagen“ hier nicht geholfen ist, dürfte man in Deutschland heute schon einsehen.

## Der Treberprozeß.

**A**n der Stunde, wo ich den Versuch unternehme, den Eindruck der Verhandlung gegen die Aufsichtsräthe der Treberrodung-Gesellschaft zu schildern, ist in Kassel das Urtheil noch nicht gesprochen, haben die Plaidoyers noch nicht einmal begonnen. Und wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, wird der Richterspruch wahrscheinlich schon bekannt sein. Das beunruhigt mich nicht. Denn nicht die Frage dünkt mich in diesem Fall wichtig, ob der starre Buchstabe des Gesetzes die Männer in der schwarzen Robe zu einem Schuldspruch zwingt oder ob es den Mühen eifriger Advokaten gelingt, durch irgend ein Loch des Paragraphennetzes die sündigen Seelen ins Paradies der Freisprechung zu befördern. Das ist für die Angeklagten, nicht für den Betrachter die Hauptsache. Ihn fesselt der psychologische Reiz des Falles. Und dem Psychologen — der am Strafrichtertisch leider ein allzu seltener Gast geworden ist — gaben schon die ersten Verhandlungstage Stoff genug zu ernsten Gedanken.

Der kasseler Prozeß war die erste größere Gerichtsaktion, die als unmittelbare Folge der, wie Manche meinen, hinter uns liegenden Krachperiode anzusehen ist. Das steigert ihre Bedeutung; sie war die Overture: eine Reihe nichtöniger Stücke wird folgen. Und weil es nach langer Pause der erste Prozeß dieser Art war, folgte das Publikum mit noch nicht abgestumpften Sinnen dem forensischen Schauspiel. Das Philisterbedürfniß nach Sensationen wurde freilich nicht in dem erhofften Umfange gestillt. Große Theile der Verhandlungsberichte blieben dem Laien ganz unverständlich. Und da die in der Zeitungswelt Mächtigen zu glauben scheinen, zur Berichterstattung über Kriminalfälle schwieriger Sorte seien die Kulis gut genug, die sonst in Versammlungen der Lütentleber und Straßencleinerer Reporterdienste leisten, so leiden selbst die ausführlichsten Berichte an einer Unklarheit, die auch dem Sachkundigen das Verständniß nicht gerade erleichtert. Dieser Uebelstand wird bei den künftigen Krachprozessen noch fühlbarer werden. Denn die Vorgänge bei der Trebergesellschaft sind verhältnißmäßig einfach. Schmidt, das angeblich so große Finanzgenie, hat sich im Grunde stets an alte Schwindelmethoden gehalten, während die Sünden und Genossen der Vorgang einer gewissen Originalität nicht abzuspochen ist. Das erklärt auch, warum die kasseler Staatsanwaltschaft und die Untersuchungsrichter in Kassel und Preßwig früher zu greifbaren Resultaten gekommen sind, als es ihren berliner Kollegen gegenüber den Hypothekenschwindlern gelingen konnte. Damit soll allerdings die unerhörte Thatsache nicht beschönigt werden, daß Sünden und Genossen nun schon weit über Jahresfrist in Untersuchungshaft sitzen und daß ein Jahr bereits auch seit dem Tage verstrichen ist, wo die Pommerandirektoren Schulz und Romeik von rückfichthollen Kriminalbeamten in einer Droßke abgeholt wurden, deren biederer Vetter zunächst den Auftrag erhielt, nach der Kunstausstellung zu fahren, von wo aus er dann etwas weiter moabitwärts dirigirt wurde.

So anerkanntswerth die Thätigkeit ist, mit der Staatsanwalt und Untersuchungsinstanz in Kassel gearbeitet haben: es ist doch fraglich, ob man gut daran that, vor der Auslieferung Schmidts, des Hauptschuldigen, gegen die Aufsichtsräthe zu verhandeln. Das W. L. N. hat jetzt ja gemeldet, Schmidts Auslieferung stehe bevor. Ist die Meldung richtig, dann wird es noch immer darauf ankommen,

wegen welcher Vergehen er ausgeliefert wird; denn nur für diese Vergehen hätte er sich vor deutschen Richtern zu verantworten. An das Gericht, er werde den Kampf aufgeben und freiwillig kommen, habe ich nie geglaubt. Das wurde in Kassel verbreitet, war aber gewiß entweder müßiges Geschwätz oder eine neue Finte des Verschlagenen. Eher möchte ich glauben, daß die Technik seiner Bertheidigung ihm von einem Herrn empfohlen ward, vor dessen Schlichen und Praktiken unsere Richter allen Respekt haben: von dem früheren berliner Rechtsanwalt Fritz Friedmann. Ich habe keine Beweise, aber manches Symptom spricht dafür. Und es wäre merkwürdig, wenn der schlaue, ganz ungewöhnlich begabte Herr Friedmann, der ja auch bei der Sternbergsache die Hand im Spiel hatte und alle Ecken und Fallgruben der deutschen Rechtspflege kennt, nicht auch diesmal als Retter herbeigerufen worden wäre. Die Wege Schmidts haben sich schon mit denen eines anderen Exilanten, des berühmten Hugo Böwy, gekreuzt. Allgemein wird behauptet, daß Hugo Böwy und sein Freund Rosenbock in enger Verbindung mit Friedmann stehen und daß Schmidt, bevor er nach Paris ging, in England mit diesen beiden Finanzgrößen konferirt hat.

Schmidts Abwesenheit hat den Bertheidigern der Kasseler Aufsichtsräthe die Taktik beträchtlich erleichtert. In solchen Fällen schiebt man nach altem Brauch eben alle Schuld auf den Abwesenden. Das geschah auch in Kassel; und dort vielleicht mit mehr innerer Berechtigung als in irgend einem anderen Fall. Ich habe schon früher gesagt, daß der Treber-Schmidt die Seele des Unternehmens war und daß in der ersten Zeit wenigstens seine Aufsichtsräthe aufrichtig bewundernd vor dem Genie dieses Mannes standen. Ihre Schuld begann erst in dem Augenblick, von dem es in Schmidts Brief an den Konkursverwalter heißt: „Ein Zurück gab es für uns nicht mehr, nur ein Vorwärts.“ Eines Tages schöpften die Aufsichtsräthe Verdacht; noch unklar nur, denn sie konnten nicht das ganze Betriebe übersehen, aber sie merkten wohl, daß nicht Alles mehr mit rechten Dingen zugeht. Da wurden sie schuldig. Auch von dieser Stunde an werden sie sich aktiv kaum an den Betrügereien betheiligigt haben; aber sie steckten, vielleicht absichtlich, den Kopf in den Sand und wollten nichts sehen und hören. Nur auf Schmidt blickten sie; wie die geängsteten Schiffspassagiere, wenn der Wirth bis zur Mastspitze emporsprüht, nichts Anderes sehen als den wackerharten Kapitän, von dem sie hoffen, er werde sie doch schließlich noch in den Hafen führen. Mehr als ein Umstand spricht für diese Annahme. Die meisten Angeklagten hatten bis zum letzten Moment selbst günstig über ihre Gesellschaft geurtheilt. Der Angeklagte Otto vieth, als er sah, daß die Gesellschaft nicht mehr zu halten war, einem guten Freunde, ruhig Treberaktien zu kaufen, denn die Konkurrenz werde sie sicher übernehmen. Verriethene Verbrecher hätten allerdings vielleicht ähnlich gehandelt, um sich vor der That ein Alibi zu verschaffen; es giebt ja nicht nur ein körperliches, sondern auch ein psychisches Alibi. Keiner der vielen vernommenen Zeugen aber konnte irgend einem der Angeklagten besondere Intelligenz nachsagen; so muß man wohl annehmen, daß sie sich die bona fides in gewissem Grade bewahrt hatten. Dafür spricht auch, daß Otto, der mit seiner vermögenden Frau in Gütertrennung lebte, kurz vor dem Anbruch dieses Verhältniß aufgehoben hat. Das wäre nicht geschehen, wenn Otto an einen Zusammenbruch geglaubt hätte, dem er sekundäre Opfer bringen müßte.

Wenn man von Schlegel absieht, der wegen Fälschung, Betruges und Unterschlagung mit drei Jahren Gefängniß vorbestraft war, so erfreuten die Angeklagten sich eines überraschend guten Rufes. Ueber die Brüder Hermann und Arnold Sumpf und über Otto sagten ehrenwerthe Leute das Allerbeste aus. Der alte Rathsherr Sumpf hatte in Greifswald eine angesehenere Stellung und seine beiden Söhne — Arnold war in der Vaterstadt Rathsbrauereidirektor, Hermann hauste in Kassel als Rittergutsbesitzer — machten dem Ansehen ihres Vaters mit ihrem Vermund Ehre. Eine Bittschrift, die leitende Stellung in der verwaisenen greifswalder Brauerei vorläufig unbesetzt zu lassen, hat nicht nur der Kirchengrath und die Stadtverordnetenversammlung, sondern auch der Rektor der greifswalder Universität unterschrieben. Auch Otto ist Stadtverordneter und auch er war so angesehen, daß man ihm, obwohl er nicht zur dortmunder Aristokratie gehörte, die Ehre zudachte, in seinem Hause den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe beherbergen zu dürfen. Ein nicht minder gutes Vermundzeugniß brachte der Angeklagte Schulze-Dehlig herbei. Freilich darf man auf solche Zeugnisse nicht allzu viel geben; auch ein Schurke muß irgendwann einmal angefaßt haben, Schurke zu werden. Und den Glauben an die bona fides der Angeklagten hätten Frauenhände beinahe erschüttert. Frau Sumpf und Frau Schmidt waren eifersüchtig auf einander. Und so sagte zur Frau Schmidt denn eines Tages die Frau Sumpf, ihr Mann mache eigentlich Alles. Kriemhildens und Brunhildens Streit um den Vorrang der Männer! Im Nibelungenlied erwächst aus dieser Reisszene die herbe Tragik, der Nibelunge Tod. Den kasseler Richtern konnte der Einfall kommen, Frau Sumpf vorzuladen, um von ihr zu hören, worauf sich denn ihr Glaube stütze, daß Sumpf Alles gemacht habe. Während ich schreibe, ist diese Ladung noch nicht beschlossen; der Zank der beiden Frauen wird also die Helden diesmal wohl nicht zu Fall bringen.

Natürlich schützt der gute Glaube die Aufsichtsräthe nicht gegen den Vorwurf, unglaublich fahrlässig gehandelt zu haben. Um die kasseler Vorgänge haben sie sich nicht gekümmert; dafür ließen sie Schmidt sorgen. Was aber soll man dazu sagen, daß der Angeklagte Otto nicht einmal mehr weiß, im Aufsichtsrath welcher Tochtergesellschaften er gefessen hat? Sumpf kennt die Tochtergesellschaft in Helsingfors nicht, bei der ihm der noch nicht ganz unwichtige Posten eines stellvertretenden Direktors anvertraut war. Die einzig nachweisbare Thätigkeit des Aufsichtsrathes scheint im Einstreichen der Lantime bestanden zu haben, deren Höhe Sumpf für sich auf jährlich 100 000, 80 000 und 60 000 Mark angiebt.

Daß die Aufsichtsräthe das Getriebe in Kassel nicht übersehen konnten, glaubt man ihnen, wenn man aus den Vernehmungen der Beamten erfährt, wie wenig die einzelnen Organe mit Dem, was um sie her vorging, vertraut waren. Schmidts System rückte im Lauf dieser Vernehmungen ins hellste Licht. Es ist kein neues System. Auch Sanden hat es angewandt. Die beiden Wackeren ließen Keinen in die Bücher hineinschauen. Unerböt ist nur, daß mehrere Buchhalter anstandslos Buchungen vornahmen, die von Schmidt auf später vernichteten Zetteln angegeben waren. Die Zettelwirthschaft war bei Schmidt wie bei Sanden recht weit entwickelt. Sanden notirte sich Alles, sogar wichtige Vorgänge, auf Zettel, die er in der Hosentasche trug. Als ich noch im Bankgeschäft den Bechlingschemel drückte, nannte man dieses Verfahren das System Rosenthal, nach einem

Manne, dessen Ursprung ich leider nicht aufzudecken vermochte. Nach diesem System Rosenthal scheint auch in Kassel gehandelt worden zu sein; allerdings führte Schmidt für sich ein Geheimbuch, das aber wohl für immer verschwunden ist. Auch sonst ist es in Kassel toll hergegangen. Versuchsbilanzen mit 6 Millionen Verlust wurden aufgestellt, aus denen dann erbgiltige Bilanzen mit 7 Millionen Gewinn gemacht wurden. Sollten Tochtergesellschaften gegründet werden, so wurden die Einzahlungen von Kassel oder von Leipzig auf den Tisch des Hauses niedergelegt; am selben Tage aber wanderte das Geld wieder nach Kassel oder Leipzig zurück. Den Tochtergesellschaften wurden die unglaublichsten Dividenden garantiert und zu den Bilanzen Zuschüsse gemacht, damit sich die Töchter schön herausputzen konnten. Nur eine Tochtergesellschaft, die in Memel, scheint ein solches Verfahren abgelehnt zu haben. Der frühere Leiter dieser Gesellschaft sagte aus, 1898 habe der Verlust ohne Abstreibung 97 000 und 1899 77 000 Mark betragen. Vom Direktor Schmidt sei 1898 zu der Bilanz in einem Schreiben an den memeler Aufsichtsrath der Vorschlag gemacht worden, der Gesellschaft 200 000 Mark Vergütung zu zahlen. Damit sollte nach Deduktion des Verlustes eine Dividende herausgerechnet werden. Der memeler Aufsichtsrath lehnte dieses Anerbieten aber eben so ab wie das Ansuchen Schmidts, die Veröffentlichung des ungünstigen Berichtes zunächst einmal hinauszuschieben.

Welche Rolle hat nun bei all diesen Dingen der Direktor der Leipziger Bank, Herr Lyncer, gespielt? Der blondbärtige, elegant gekleidete Mann hat das neugierig auf seinen Eintritt harrende Publikum arg enttäuscht. Erst im leipziger Prozeß wird sich zeigen, ob er Schieber oder Geschobener war.

Ein besonderes Kapitel verdiente das Auftreten der Sachverständigen. Die Meisten von ihnen haben erklärt, das ganze Raffinement eines gewiegten Kaufmannes sei nöthig gewesen, um hinter die Kniffe der Buchungen Schmidts zu kommen. Dieses Gutachten war für die Angeklagten günstig. Als Sachverständiger trat auch hier Herr Kommerzienrath Lucas auf, Mitglied vieler Aufsichtsraths-Kollegien, der von der Firma von der Heydt & Co. vorgeschlagen war. Er ist uns schon durch seine wunderliche Aussage im Prozeß der Direktoren und Aufsichtsräthe der Leipziger Wollkämmerlei bekannt geworden. Damals mußte ich ihn hier angreifen. Statt klipp und klar Rechenschaft zu geben, ließ der Herr Kommerzienrath in einem Nebenblatt erklären, in dem kurzen Verhandlungsbericht der Zeitungen sei seine Aussage entstellt wiedergegeben worden. Das mag richtig sein; nur, scheint mir, hätte Herr Lucas inzwischen Zeit und Grund gehabt, zur Rechtfertigung seine vollständige Aussage zu veröffentlichen. Aber auch im Treberprozeß hat er wieder eigenartige Aussagen gemacht. Wie ich schon erwähnte, hatten die Treberleute große Dividenden und Betriebsgarantien für die Tochtergesellschaften gegeben. Daß diese Garantien in der Bilanz nicht zum Vorschein kommen konnten, war klar. Doch der Herr Kommerzienrath fand es üblich und nicht auffällig, daß diese Garantien auch im Geschäftsbericht nicht erwähnt waren. Daß solches Verfahren üblich ist, mußte ich bisher nicht. Wenn Herr Lucas diese Urfancen aus den ihm befreundeten Gesellschaften kennt, so kam mich Das nur in der Absicht bestärken, mir die Gesellschaften recht genau anzusehen, deren Aufsichtsrath Herr Kommerzienrath Lucas angehört. Denn Garantien, die eine Gesellschaft für die andere übernimmt, sind für die Beurtheilung des Geschäfts-

standes so außerordentlich wichtig, daß ich es für eine grobe Pflichtwidrigkeit halte, wenn die Aufsichtsräthe nicht darauf bringen, daß diese Garantie im Bericht erwähnt wird. Auch gegen die Zahlung der Dividende in einer Zeit, wo die Gesellschaft Geld brauchte, hat Herr Lucas nichts einzuwenden. An und für sich ist daran allerdings nichts zu tadeln. Denn das Aktiengesetz verpflichtet eine Gesellschaft selbst dann zur Ausschüttung des Gewinnes, wenn keine Baarmittel vorhanden sind. In solchen Fällen pflegt man für eine Weile vom Bankier Geld zu borgen. Daß man aber dauernde Obligationenanleihen aufnimmt oder gar Aktienkapitalvermehrung inszenirt, ohne die Aktionäre über den wahren Zweck aufzuklären: Das ist, wie der kasseler Staatsanwalt mit Recht Herrn Lucas entgegenstellt, eine Täuschung der Aktionäre. Nach einzelnen Zeitungsberichten soll Herr Lucas gesagt haben, ohne diese Hilfsmittel könnte auch keine Bank Dividende zahlen. Ich möchte vorläufig annehmen, daß auch diesmal wieder der kurze Bericht die Dinge entstellt hat. Denn ist bei einer Industrie-Gesellschaft vorübergehende Knappheit an Baarmitteln auch verständlich, so wäre jedes Geldinstitut bankrott, das nicht einmal die Mittel zur Dividendenzahlung hätte.

(Plutus.)

\*) Als der Artikel von Plutus schon gesetzt war, sagte in Kassel der Gerichtsvorsteher, man dürfe noch vor dem Abschluß dieser Hauptverhandlung Schmidts Erscheinen am Zeugentisch erwarten. Im Lokalanzeiger wurde die Vernehmung des Treberdirektors sogar schon für den zwölften Februar angekündigt. Dann wäre das Auslieferungsverfahren in Paris also schneller erledigt worden als in Milwaukee, wo Herr Ter Linden noch immer friedliche Tage lebt. Kommt Schmidt, dann ist das Ende des Verfahrens noch nicht abzusehen, ist eine überraschende Wendung des ganzen Prozeßbildes möglich. Denn der Herr mit dem metallischen Brustton, dem biederem Blick und den altmodisch gestickten Hemdeninsäßen wird wahrscheinlich nicht allzu geneigt sein, Gnade zu üben und seine ihm werthe Haut billig zu verkaufen. Dann wird auch Herr Eguier, der frühere Direktor der Leipziger Bank, wohl noch einmal nach Kassel ritzen und dem Manne gegenübergestellt werden, dessen suggestiver Gewalt seine Schwachheit, wie Eingeweihte versichern, erlegen sein soll. Ein Bischof hat sich übrigens das Bild schon verändert, seit Plutus schrieb. Einzelne Sachverständige haben sehr ungünstig für die Angeklagten ausgefragt. Und auch die Aufsichtsräthe, die gute, zum Theil glänzende Zeugnisse herbeizuschaffen vermochten, wurden durch die Verlesung alter Briefe belastet, aus denen nicht sorgloser Optimismus sprach, sondern die Angst vor dem nahen Zusammenbruch des Schwindelgebäudes. Sicher hat Schmidt sie getäuscht, sicher hat er seinen Aufsichtsrath so zusammengesetzt, daß er vor überlegener Weisheit der Kontrolleure nicht zu zittern brauchte — welcher erfahrene Industriedirektor zittert denn überhaupt vor seinem Aufsichtsrath? —, aber auch hier wurden wohl nur Die betrogen, die betrogen sein wollten, die gern reichen Gewinn einstreifen, ohne sich um den Status der Gesellschaft erst lange zu bekümmern. Ihr Wunsch mußte sein, dem Direktor die ganze Verantwortlichkeit aufzubürden und selbst die Rolle der blind Gläubigen zu spielen. Deshalb wurde Schmidt in ihren Aussagen zum Finanzgenie, während Leute, die ihn in der Nähe sahen, erzählen, er habe viel mehr durch blonde Biederkeit und durch

„hörsaßes Wesen“ als durch ungewöhnliche oder gar gehaltvolle Geschäftstüchtigkeit gewirkt.